



49. Jahrgang.

Deutsches 12. Heft. Familienbuch.

Stuttgart und Leipzig.

Aus Leidenschaft.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Drittes Kapitel.

Sie sahen am untersten Ende der Tafel, da, wo außer ihnen die beiden lediglich in ihrer Eigenschaft

als flotte Tänzer eingeladenen jungen Bankbuchhalter Platz genommen hatten. Aber der Diener, der auch jenen beiden gleich den übrigen vornehmen Gästen bei jedem neuen Gange die Gläser mit einer andern köstlichen Weinsorte füllte, ging an ihnen vorüber, als wären sie mit Tarnklappen angethan, die sie für ihn völlig unsichtbar machten.

Auf August Hennings Gesicht hatte sich anfangs etwas wie Verwunderung über diese sonderbare Behandlung ausgeprägt; dann griff er schweigend nach

einer der beiden vor ihm stehenden Flaschen, um daraus sein und Margaretens Glas zu füllen. Vorsichtig kostete er ein wenig, schüttelte den Kopf und setzte den Kristallkelch stumm auf den Tisch zurück. Ein paar Minuten lang sprach er kein Wort, dann wandte er sich freundlich wie zuvor an seine stille Nachbarin: „Sind Sie schon lange in diesem Hause, mein liebes Fräulein?“

„Zeit nahezu einem Jahre.“
 „So erlauben Sie mir, Ihnen meine aufrichtige Bewunderung auszusprechen.“



„Vergelt's Gott!“ Nach dem Gemälde von E. Henseler.



Am die

Weibnachtszeit.

„Ihre Bewunderung, Herr Henning — weshalb?“
 „Weil ich mir nicht vorzustellen vermag, wie man ein Jahr lang in abhängiger Stellung hier leben kann. Und Sie sind doch in abhängiger Stellung — nicht wahr?“

„Ich bin die Erzieherin der kleinen Ilse, des jüngsten Haustöchterchens.“

August Henning nickte.

„So habe ich mir's gedacht. Ein saures Brot, das man aus den Händen solcher Menschen empfängt. Ich habe ja nicht das Vergnügen, Sie näher zu kennen, aber es will mir scheinen, als wenn Sie zu gut dazu wären. Sie sollten sich nach etwas Besserem umsehen, liebes Fräulein.“

„D. Herr Henning, ich bitte Sie...“

„Sie finden es unschicklich, daß ich so von den Leuten spreche, an deren Tisch ich sitze. Aber wir beide, denke ich, brauchen uns wegen der Gastfreundschaft, die man uns erweist, nicht gar zu viel Zwang aufzuerlegen. Sie sehen ja,“ und er deutete mit leichter Handbewegung auf den vor ihm stehenden Wein, „wie hoch man uns schätzt!“

Margarete fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen stieg. Sie schämte sich für Frau Gottersberg, die in dem funkelnden Brillantfeuer ihrer Edelsteine auf der andern Seite der Tafel saß und von Zeit zu Zeit mißtrauisch spärende Blicke zu ihnen herüberwarf.

„Entschuldigen Sie,“ stammelte sie, „nur ein von der Dienerschaft begangenes Versehen kann...“

Aber der alte Herr schüttelte gelassen den Kopf.

„Nein, kein Versehen, Fräulein Elfinger, sondern wohl berechnete Absicht. Aus welchem Grunde man Ihnen einen Platz an dieser Tafel einräumen zu müssen glaubt, weiß ich natürlich nicht. Das aber weiß ich, daß meine Wenigkeit der gnädigen Frau Gottersberg ein Dorn im Auge ist, und daß sie mir statt dieses elenden Krähers viel lieber eine Flasche Schwefelsäure vorgezogen hätte, um mir das Wiederkommen noch gründlicher zu vermeiden.“

„Sie sollten nicht so sprechen, Herr Henning, wenigstens nicht zu mir. Ich weiß ja nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll.“

„Ist auch gar nicht nötig, daß Sie mir etwas antworten. Ja, ich erlaube Ihnen sogar, mich in Ihrem Herzen für einen ganz groben und ungezogenen Menschen zu halten. Nur noch ein Viertelstündchen, und ich werde wahrscheinlich der ganzen Gesellschaft dafür gelten.“

Margarete erschraf. Sie dachte an die Mahnung der Frau Bankdirektor und an ihre Furcht, von dem unwillkommenen Gast bloßgestellt zu werden.

„Der ganzen Gesellschaft?“ fragte sie beklommen. „Was gedenken Sie denn zu thun?“

„D. nichts sonderlich Schlimmes. Ich werde nur einen Trinkspruch ausbringen, zu dem dieser köstliche

Rebensaft mich begeistert hat — einen Trinkspruch auf die Dankbarkeit. Und weil ich kein großer Redner bin, werde ich mich darauf beschränken, den verehrten Anwesenden eine kleine Geschichte zu erzählen — die Geschichte eines Einsaltspinzels, der zweimal unter Hingabe seines halben Vermögens den Freund vor Bankrott und Schande rettete, der dann dem Sohn dieses Freundes zu einer geachteten Stellung im Leben verhalf, und den man nun, wo man seiner Dienste nicht mehr bedarf, im Hause jenes Sohnes wie einen von der Straße aufgelesenen Bettler behandelt.“

Sohn dieses Freundes zu einer geachteten Stellung im Leben verhalf, und den man nun, wo man seiner Dienste nicht mehr bedarf, im Hause jenes Sohnes wie einen von der Straße aufgelesenen Bettler behandelt.“

„Nein, Herr Henning, nein — das werden Sie nicht thun.“

„Ich denke doch, daß ich es thun werde. Es kann dieser ganzen verlogenen Sippschaft da um uns herum nur heilsam sein, auch einmal die Stimme der Wahrheit zu vernehmen, selbst wenn es ihr für den Augenblick einen gelinden Schrecken in die Glieder jagte.“

„Aber Sie würden damit ein schweres Unrecht begehen. Was auch immer Frau Gottersberg gethan oder angeordnet haben mag, ihr Gatte hat davon sicherlich keine Ahnung. Und doch würde das Unerhörte, was Sie da thun wollen, um sich zu rächen, ihn hundertmal schwerer treffen als seine Frau.“

Sie hatte es warm und eindringlich gesprochen. Mit forschendem Blick ruhten die klugen, freundlichen Augen des alten Mannes auf ihrem Gesicht.

„Und Sie, mein Fräulein? Hegen Sie denn in keinem, auch nicht dem verstecktesten Winkel Ihres Herzens den Wunsch, jene Leute, die Ihnen doch sicherlich nichts an Demütigung ersparen, auch einmal beschämt und gedemüthigt zu sehen?“

„Nein, wahrhaftig nicht! Ich könnte vielleicht eines Tages den Wunsch hegen, das Haus zu verlassen, niemals aber ein so abscheuliches Verlangen.“

August Henning lächelte, und für einen Moment legte er seine faltige, siebzehnjährige Hand mit warmem Druck auf die ihre.

„Dachte ich mir's doch, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht haben würde! So wenig meine alten Augen sonst auch taugen mögen, in den Gesichtern der Menschen verstehen sie doch immer noch ein wenig zu lesen. Mag es denn darum sein! Ihnen zuliebe will ich auch diesmal schweigen. Doch nur unter einer Bedingung.“

„Ich hoffe, daß sie nicht unerfüllbar ist, Herr Henning.“

„Gewiß nicht! Sie sollen mir nur versprechen, mich ungehindert gewähren zu lassen, denn ganz ohne die verdiente Rektion darf die hochsinnige Dame doch nicht bleiben.“

Und ehe sie ihm hatte antworten können, rief er mit starker, weithin vernehmlicher Stimme den Diener heran, der eben im Begriff war, die übrigen Gäste mit hochedlem, würzig duftendem Johannisberger zu versehen.

„Sie üben Ihr Amt nicht sehr aufmerksam, junger Mann,“ sagte er verweisend. „Und damit Sie das gnädige Fräulein nicht noch einmal übersehen, geben Sie mir gleich die ganze Flasche.“

Der Bediente blickte fragend und hilflos zu Frau Gottersberg hinüber, und diese, die alles gehört haben mußte, ließ ein ganzes Feuerwerk des Jornes aus ihren schwarzen Augen sprühen. August Henning aber kümmerte sich darum nicht im mindesten. Er nahm dem Diener trotz seines merkwürdigen Widerstrebens die Flasche aus der Hand, füllte behutsam Margaretens Römer und flüsterte ihr zu:

„Wenn Sie jetzt nicht bis auf den letzten Tropfen anstrinken, schwöre ich Ihnen, daß ich innerhalb der nächsten fünf Minuten aufstehen und meine Rede halten werde.“

Er meinte es sicherlich nicht schlecht mit ihr und ahnte wohl kaum, zu einem wie schweren Opfer er sie zwang. Da sie fürchtete, daß er mit seiner Drohung Ernst machen könnte, und da sie jedenfalls alles thun wollte, was in ihren Kräften stand, um einen häßlichen Skandal zu verhindern, griff sie wirklich nach dem Glase und setzte es an die Lippen. Ja, sie hielt es sogar für ihre Pflicht, auch dem weiteren Befehl ihres wunderlichen Tischnachbarn zu gehorchen und es bis auf den Grund auszutrinken.

Schon in der nächsten Minute spürte sie die Wirkung des feurigen Trankes, dessen sie so wenig gewöhnt war. Eine nie gekannte Glut brannte in ihren Adern, das Herz klopfte ihr in raschen Schlägen, und die Kopfschmerzen, unter denen sie schon früher gelitten hatte, steigerten sich fast bis zur Unerträglichkeit. Sie sah ihre Umgebung wie in einem Nebelschleier, hinter dem die elektrischen Glühlampen und die Flämmchen auf den silbernen Armleuchtern gleich zahllosen zitternden Sternen flimmerten, und die freundliche Stimme des alten Herrn Henning klang wie aus weiter Ferne

an ihr Ohr. Sie wußte kaum, was sie ihm antwortete, und mit heißer Sehnsucht wünschte sie das Ende dieser langen Tafelsitzung herbei, die sich tiefer und tiefer in die Nacht hinein dehnte.

Als dann aber zuletzt doch das Dessert serviert worden war und der Beschluß des Mahles unmittelbar bevorstand, hörte sie wie in halbem Traum die Worte ihres Tischnachbarn:

„Machen Sie sich los von diesen Leuten, mein liebes Fräulein — und wenn Sie jemals eines Freundes bedürfen sollten, so denken Sie zuerst an August Henning. Hier — ich will Ihnen meine Münchener Adresse auf die Tischkarte schreiben; denn bis zu diesen neu-modischen Visitenkarten habe ich mich noch immer nicht ausschwingen können.“

Nur um ihn nicht zu verletzen, nicht weil sie an die Möglichkeit geglaubt hätte, daß sie von seiner gut gemeinten Aufforderung jemals Gebrauch machen könnte, steckte sie das Kärtchen zu sich. Und gleich darauf gab Frau Gottersberg ihren Gästen das Zeichen, sich vom Tische zu erheben.

In dem unvermeidlichen, minutenlangen Wirrwarr von Stühlerücken, Händeküssen und Segenswünschen-Bänischen hoffte Margarete endlich unbemerkt ent schlüpfen zu können. Aber sie hatte sich in solcher Erwartung auch diesmal betrogen, denn plötzlich stand die Gattin des Bankdirektors neben ihr und raunte ihr mit zischenden Lauten zu:

„Erwarten Sie mich in dem kleinen roten Zimmer, Fräulein! — Ich habe notwendig mit Ihnen zu sprechen!“

Sie hätte ja diesem Befehl nicht zu gehorchen brauchen, denn sie war doch am Ende keine Sklavin, die jedem Wink der Gebieterin folgen mußte. Aber da sie nicht zweifelte, daß Frau Gottersberg sie wegen ihres Benehmens bei Tische zur Rede stellen würde, hätte sie es für schimpfliche Feigheit gehalten, sich der Verantwortung zu entziehen.

Sie neigte also zum Zeichen des Einverständnisses den Kopf und begab sich in das sogenannte rote Zimmer, das unmittelbar an die Repräsentationsräume der Wohnung stieß, für die heutige Gesellschaft aber nicht mitbenutzt wurde. Noch immer stand sie so weit unter der Wirkung des schweren Weines und der mannigfachen Aufregungen dieses Abends, daß sie sich ihrer selbst viel weniger sicher fühlte als sonst. Alles, was auf sie eingestürzt war, seit sie ihre Schwester an der Thür des Speisenzimmers erblickt hatte, stand in den lebhaftesten Farben vor ihrem Geiste. Alle Eindrücke, die sie während der letzten Stunden empfangen: ihr inniges Mitleid mit Jennys traurigem Geschick, die brennende Scham über ihre eigne unwürdige Lage und die tiefe Abneigung gegen die Menschen ihrer Umgebung, vereinigten sich jetzt in dem leidenschaftlich heißen Verlangen, auf der Stelle ein Ende zu machen, und auf jede Gefahr hin die Fesseln zu brechen, die zu tragen sie nicht länger im Stande war.

Sie hatte sich in einen Armstuhl niedergelassen, und ihre glühende Stirn in die Hand gestützt. Wohl zehn Minuten lang schon hatte sie gewartet, als endlich die Thür hinter ihr aufging. In der sicheren Erwartung, daß es Frau Gottersberg sei, stand Margarete auf, und deutlich genug mochte sich dann die Ueberraschung in ihrem Antlitz spiegeln, als sie sah, daß sie sich geirrt hatte, und daß nicht die Gattin des Bankdirektors, sondern Rudolf Aldenhovens ritterliche hohe Gestalt vor ihr stand.

„Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie erschreckt habe, Fräulein Elfinger,“ sagte er. „Aber ich sah Sie in dieses Zimmer eintreten, und da Sie gar nicht wieder zum Vorschein kommen wollten, konnte ich mir's nicht länger versagen, Sie zu suchen.“

Margarete war so verwirrt, daß sie ihm nichts zu antworten wußte. Er aber trat nach einem forschenden Blick auf ihr verstörtes Gesicht näher zu ihr heran und fuhr mit gedämpfter, warm klingender Stimme fort:

„Sie haben einen Kummer. Ich wußte es schon, als ich vorhin mit Ihnen sprach, und ich lese es jetzt aufs neue in Ihrem Antlitz. Können Sie ihn mir nicht anvertrauen?“

Es war etwas in dem Ausdruck seiner Worte wie in seinem Blick, das ihr unfäglich wohl that. Eine



Empfindung, die sie nicht täuschen konnte, sagte ihr: Wenn irgend jemand auf Erden es gut mit dir meint, so ist es dieser Mann. Und in der erregten Stimmung des Augenblicks, die ihr ganzes Wesen verändert zu haben schien, bemühte sie sich nicht, ihm diesen Eindruck zu verbergen.

„Sie sind so freundlich gegen mich, Herr Aldenhoven,“ sagte sie. Ich danke Ihnen dafür von ganzem Herzen.“

„Und Sie werden mich wissen lassen, was Sie bedrückt?“

Margarete zauderte. Wohl fühlte sie heiße Sehnsucht, sich einem mitfühlenden menschlichen Wesen zu offenbaren, aber diesem Manne gegenüber gebracht es ihr dazu doch noch an Mut.

„Verzeihen Sie, wenn ich es nicht kann,“ sagte sie nach einigem Kampf. „Meine kleinen Sorgen würden Ihnen ja auch gar zu thöricht vorkommen.“

„Nie werde ich für thöricht halten, was Sie so tief betrüben kann. Aber vielleicht zweifeln Sie an meiner Verschwiegenheit —“

„Nein, gewiß nicht. Doch ich wüßte wirklich kaum, wie ich es Ihnen erzählen sollte, denn es betrifft gar nicht mich selbst, sondern meine jüngere Schwester.“

Nun, da ihr erst einmal diese Andeutung entschlüpft war, wurde es ihm nicht mehr schwer, durch seine klug gestellten Fragen alles zu erfahren. Fast ohne zu wissen, wie es geschehen war, hatte Margarete ihm bald die ganze Geschichte ihres Lebens erzählt, die freilich kurz und einfach genug war. Sie hatte ihm von ihrem Vater gesprochen, dem edlen, feinsinnigen, doch völlig weltfremden Privatgelehrten, dessen Leben ganz ausgefüllt war von der Begeisterung für seine Wissenschaft und der zärtlichen Liebe für seine schon frühe mutterlos gewordenen Kinder. Wohl hatte er es dahin gebracht, für eine bedeutende Autorität in seinem Fache zu gelten, auf die Erwerbung irdischer Güter aber hatte er sich sehr schlecht verstanden, und als er vor zwei Jahren nach kurzer Krankheit gestorben war, hatte sich herausgestellt, daß die Schulden noch um ein Geringes größer waren als das vorhandene Vermögen. Die beiden Töchter, die er als schulpflege Waisen hinterließ, wären in der denkbar schlimmsten Lage gewesen, wenn sich nicht der Bruder ihrer verstorbenen Mutter, der pensionierte Kanzleirat Bahrendorf, trotz der wenig freundlichen Beziehungen, die zwischen ihm und seinem Schwager allezeit bestanden hatten, hilfreich ihrer angenommen hätte. Er hatte ihnen eine Zustucht in seinem Hause gewährt und war ihr Vormund geworden. Aber es war von allem Anbeginn zweifelhaft gewesen, ob er das alles aus reinem Mitleid gethan oder um der Genugthuung willen, die es ihm bereitere, daß seine nüchterne Lebensauffassung sich nun doch so viel besser bewährt habe als die erhabene des unpraktischen Idealisten, dessen geistige Ueberlegenheit immer ein Stachel in seiner Seele gewesen war. Wenigstens hatte er dieser Genugthuung bei jeder Gelegenheit offen Ausdruck gegeben, unbekümmert darum, wie tief er das kindliche Empfinden der trauernden Schwestern verletzen mochte, und vom ersten Tage an war er darauf bedacht gewesen, rücksichtslos einzuweisen, was der Verstorbene liebevoll aufgebaut hatte.

Margarete freilich war seinen Erziehungsversuchen bereits zu sehr entwichen, und sie hatte ihnen überdies im Bewußtsein ihrer Selbstständigkeit einen zu entschiedenen Widerstand entgegengesetzt, als daß er sie nicht hätte bald in Frieden lassen sollen. Die arme Jenny aber, die bei ihrer Jugend seiner Willkür schulpflos preisgegeben war, hatte in diesen zwei Jahren hart genug das Verbrechen büßen müssen, daß sie ihres Vaters Tochter war. Und der Herr Kanzleirat hatte sie seine vormundschaftliche Allmacht am schwersten gerade da fühlen lassen, wo ihre junge Seele am leichtesten und tiefsten zu verwunden war.

Seit früher Kindheit hatte sie für Musik und Gesang eine leidenschaftliche Vorliebe an den Tag gelegt, wie sie gleich stark und beharrlich nur das wahre Talent zu zeigen pflegt. Wenige Monate vor ihres Vaters Tode, als sie nach dem Urtheil von Sachverständigen alt genug dazu geworden war, hatte ihre regelrechte künstlerische Ausbildung begonnen, und ihre Fortschritte waren selbst über die höchsten Erwartungen der Lehrer hinausgegangen. Mit dem Augenblick aber, da der Kanzleirat Bahrendorf das Verfügungsrecht über sie erhielt, hatte dieser Unterricht aufhören müssen, trotz aller Bitten und Thränen der armen Jenny, trotz der Vorstellungen Margaretes und trotz des eindringlichen Zuredens der Lehrer, die sich erböten, die weitere Ausbildung des hochbegabten jungen Mädchens ohne jede Entschädigung zu bewirken.

So lange ich Gewalt über meine Nichte habe, soll sie keine Taste anrühren und keinen Ton singen, denn ich will sie zu einer ordentlichen Hausfrau, nicht zu einer leichtfertigen Künstlerin erziehen.“

Das war die einzige Erwiderung, die er all jenem Andrängen entgegenzusetzen hatte, und die Wahrnehmung, daß sie unter diesem erbarmungslosen Verbot viel grausamer litt als unter einer der vielen andern

Härten seiner „Erziehung“, hatte ihn allem Anschein nach nur immer mehr in der Ueberzeugung von der Wichtigkeit seiner Grundsätze bestärkt.

Sicherlich wurde die Rücksicht auf ihre nie geleugneten Dankespflichten gegen den Kanzleirat Margareten einem ihr fast noch fremden Manne gegenüber die Lippen verschlossen haben, wenn nicht die Erinnerung an die heute von Bahrendorf verübte Nothet ihre Seele zu heftig und leidenschaftlich empört hätte. Nun aber erzählte sie alles, und in schweigender Aufmerksamkeit hörte ihr Aldenhoven zu. Seine ernste Miene ließ erraten, wie angelegentlich seine Gedanken sich mit dem Schicksal des unbekanntem jungen Mädchens beschäftigten, und nun, da Margarete geendet, sagte er:

„Wenn Sie in der Lage wären, die Sorge für Ihre Schwester selbst zu übernehmen — glauben Sie, daß Ihr Oheim sie Ihnen anvertrauen würde?“

„Ja, ich glaube es, denn er hat schon mehr als einmal durchblicken lassen, wie lästig ihm die arme Jenny ist. Aber es ist leider nicht daran zu denken. Ich werde ja wahrscheinlich immer darauf angewiesen bleiben, mir mein Brot in fremden Häusern zu suchen.“

„Nein, Fräulein Margarete, das werden Sie nicht. Es kostet Sie nur ein Wort, um nicht bloß Ihre Schwester, sondern auch Sie selbst für immer aus dieser unwürdigen Abhängigkeit zu befreien.“

Sie sah verwundert auf, denn sie verstand im ersten Augenblick wirklich nicht, was er meinte. Und als dann die Glut in seinen Augen, die viel mehr als nur die Wärme einer freundschaftlichen Anteilnahme war, eine Ahnung von dem wahren Sinn seiner Worte in ihr aufdämmern ließ, machte eine unerwartete Unterbrechung vorerst jede Antwort unmöglich.

Leise und gleichsam zögernd hatte eine vorsichtige Hand die Thür, durch die Rudolf Aldenhoven vor einer Viertelstunde eingetreten war, um ein Geringes geöffnet, und ein Stück von Fräulein Aftas weißer Gestalt war für einen Moment in dem Spalt sichtbar geworden. Sie hatte vielleicht die letzten Worte Aldenhovens noch gehört, vielleicht auch hatte sie nur aus dem vertraulichen Alleinsein der beiden ihre Schlüsse gezogen. Der Ausruf aber, der vernehmlich genug ihren Lippen entfuhr, verriet ganz unzweideutig, welcher Art diese Schlüsse waren.

„Ah, das ist zu stark,“ stieß sie hervor. „Das übersteigt denn doch wirklich alle Grenzen.“

Und krachend flog im nächsten Augenblick der so behutsam geöffnete Thürflügel wieder ins Schloß.

Margarete stand wie mit Blut übergossen. Das Unpassende der Situation in der sie sich da hatte betreffen lassen, war ihr mit einemmal zum Bewußtsein gekommen, und ihre erste Empfindung war, daß sie Afta nachsehen müsse, um sie über ihren Irrthum aufzuklären. Aber es schien, als hielte eine unsichtbare Gewalt ihre Füße am Boden fest. Ein nie gekanntes Gefühl der Beklommenheit schnürte ihr die Brust zusammen. Seitdem sie das lodernde Feuer in Rudolf Aldenhovens dunkeln Augen gesehen, stand sie unter dem Bann dieser Augen, deren Blick sie zu spüren glaubte, ob sie auch ihr glühendes Gesichtchen ganz von ihm abgewandt hatte.

Sie wagte kaum zu atmen, und das Herz klopfte ihr zum Zerspringen. Es wäre ja ihre Pflicht gewesen, ihm zu sagen, daß er sie allein lassen, daß er auf der Stelle zur Gesellschaft zurückkehren müsse. Und sie war sich dessen vollkommen bewußt. Aber nicht um den Preis ihres Lebens hätte sie auch nur ein einziges Wort herausbringen können.

Und Aldenhoven dachte offenbar nicht daran, aus freien Stücken zu gehen. Wie wenn er wüßte, daß er sie damit nur um so fester in seine Gewalt brachte, ließ er fast eine Minute verstreichen, bevor er das Schweigen brach.

„Es war nicht meine Absicht, Fräulein Margarete, mich Ihnen schon heute zu offenbaren, denn noch kennen Sie mich vielleicht zu wenig, um mir rüchhaltlos zu vertrauen. Aber ich kann nicht sehen, daß Sie traurig sind, und ich kann nicht dulden, daß man Sie schimpflich behandelt. Darum dürfen Sie mir nicht zürnen, wenn ich vielleicht einen etwas unpassenden Augenblick gewählt habe, um Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe.“

Schon bei seinem ersten Wort hatte sie gewußt, daß dies das Ende seiner Rede sein würde, und sie hatte, während er sprach, nach der rechten Fassung für die Antwort gesucht, die ja unter allen Umständen eine Abweisung sein mußte. Sie wollte ihm sagen, daß sie ihm nicht angehören könne, weil sie wohl Hochachtung und Dankbarkeit, doch nichts von Liebe für ihn empfinde. Doch es war so schwer, dafür die geeigneten Worte zu finden, ohne ihn zu verletzen. Und dies vor allem durfte nicht geschehen. Denn es war ja so großmütig, was er da that, so beispiellos großmütig! Er, der sicherlich nur zuzugreifen brauchte, um ein schönes, liebenswürdiges Mädchen aus reicher oder vornehmer Familie heimzuführen, er ließ sich herbei, sie zur Lebensgefährtin zu begehren, sie, die arme, mißhandelte Erzieherin. Und daß es ihm nicht um ein flüchtiges Spiel zu thun war, sondern um

einen wirklichen Heiratsantrag, daran hegte sie bei dem tiefen, fast feierlichen Ernst seiner Rede nicht den geringsten Zweifel. Es war nicht Stolz und Genugthuung, was sie darüber empfand, es war nur ein Gefühl heißer Dankbarkeit. Und gerade das verschloß ihr in dem einzigen Augenblick, der für eine ablehnende Antwort der rechte gewesen wäre, die Lippen.

Denn Rudolf Aldenhoven ließ ihr nicht viel Zeit. Da sie nicht sogleich eine Erwiderung hatte, sondern mit gesenktem Köpchen schweigend vor ihm stand, fuhr er hastig zu sprechen fort. Und was er sagte, mußte wohl einen tiefen Eindruck auf sie machen, denn es war ja die Erfüllung ihrer heißesten Wünsche, die er da in leuchtenden Farben vor ihre Seele zauberte.

Er sagte ihr, daß er reich und unabhängig sei, durch keinen Beruf und durch keine Familienrückficht an einen bestimmten Ort oder an bestimmte Lebensverhältnisse gebunden. Ihre Wünsche allein sollten fortan ausschlaggebend sein für die Gestaltung ihres und seines Daseins. Und es sei selbstverständlich, daß er die Sorge für die Zukunft ihrer Schwester als die vornehmste seiner Pflichten betrachten werde. An demselben Tage, wo er Margarete in ihr neues Heim einführen dürfe, werde auch die andre wieder eine Heimath haben, in der sie sorglos und glücklich leben könne. Niemand mehr würde sie dann in ihren künstlerischen Neigungen beschränken, und die besten Lehrer würden ihre Ausbildung vollenden. Einzig an Margaretes Runde hing in diesem Augenblick Jennys Geschick.

Nur ein einziges zustimmendes

Wort, und sie

hatte aus der

Verzweifeln-

den eine

Glückliche ge-

macht, hatte

das trostlose

Dunkel ihrer

Zukunft in

eitel Licht

und Sonnen-

schein ver-

wandelt. Sie

kämpfte den

schwersten

Kampf ihres

Lebens, aber

sie hatte be-

reits aufge-

hört, die

Herrin ihres

Schicksals zu

sein, obwohl

sie sich noch

dafür hielt.

Eine höhere

Gewalt, ein

mächtig ein-

greifendes

Ungefähr

machte ihr zu ihrer Bestürzung plötzlich offenbar,

welche Deutung Rudolf Aldenhoven ihrem beharr-

lichen Schweigen gegeben.

Noch sprach er, dicht an ihrer Seite stehend und

tief zu ihr hinabgeneigt, in seiner warmen, eindring-

lichen Weise auf sie ein, als hinter ihnen die Thür

mit Ungefläm aufgerissen wurde, und als eine wohl-

bekannte Stimme, deren Klang niemals schärfer und

unangenehmer gewesen war als in diesem Augenblick,

beinahe überlaut hereinrief:

„Es thut mir leid, Fräulein, Sie in Ihrer jeden-

falls sehr interessanten Unterhaltung stören zu müssen;

aber da ich Ihrer Dienste hier nicht weiter bedarf,

wünsche ich, daß Sie jetzt zu Hise zurückkehren. Was

ich Ihnen sonst noch zu sagen habe, werden Sie morgen

früh erfahren.“

Margarete war erschrocken zusammengefahren, und

fast unwillkürlich hatte sie sich in stummem Gehorsam

der gegenüberliegenden Thür zuwenden wollen. Aber

eine starke Manneshand, die mit festem Griff die ihrige

erfaßte, hatte sie daran gehindert. Sie hätte sich mit

Gewalt losreißen müssen, um zu entfliehen, und dazu

fehlte ihr die Kraft des Entschlusses.

Wie im Traume vernahm sie Rudolf Aldenhovens

ruhige, volltönende Stimme:

„Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau; aber ich

würde Ihnen aufrichtig dankbar sein, wenn Sie Fräulein

Elfinger für heute von allen Verpflichtungen ent-

binden würden, die etwa mit ihrer Stellung verknüpft

sein könnten.“

„Eine etwas sonderbare Bitte, Herr Aldenhoven!

Darf ich vielleicht fragen . . .“

„Was mich dazu veranlaßt? Gewiß, gnädige Frau!

Sie vor allem haben ja Anspruch darauf, zu erfahren,

daß ich mich soeben mit Fräulein Elfinger verlobt

habe.“



Die verhängnisvolle Billardpartie.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Fahr.



Frau Anna Thudnelde (zwei Tage vor Weihnachten): „Also, lieber Papa, meine Weihnachtswünsche kennst du. — Aber du bist so vergeßlich, Schreib dir's lieber nach deiner alten leidigen Gewohnheit auf die Manschetten!“



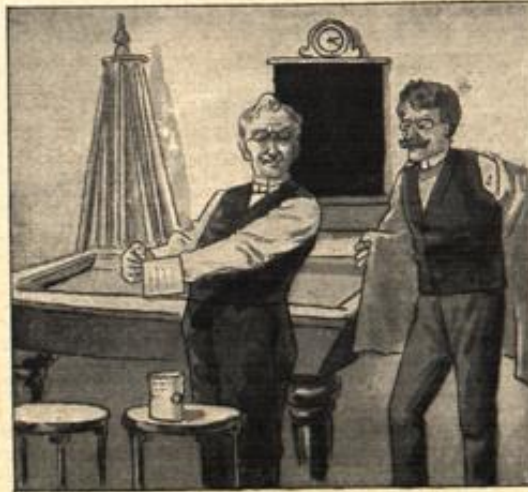
Professor: „Du hast recht, liebe Thudnelde! Also: Weihnachtsgeschenke für meine Thudnelde — eine Granatbrotsche, ein Duzend Handschuhe, eine Pelzboa.“



„Bevor ich die Weihnachtseinkäufe besorgen werde, werde ich wohl noch auf ein Weilchen ins Café gehen können?“



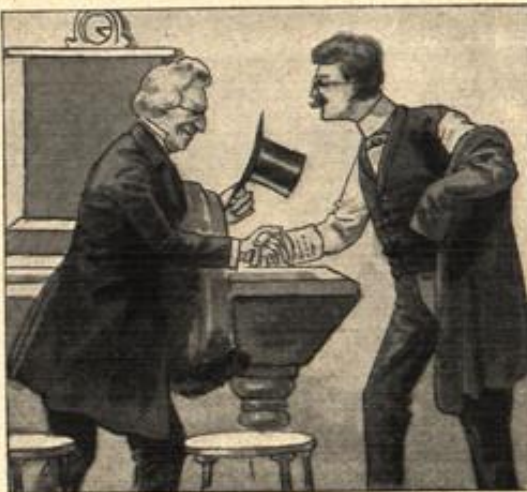
„Ah, groß Gott, Herr Doktor! Schon die Weihnachtseinkäufe gemacht?“ — Doktor: „Willkommen, Herr Professor! Wie wär's mit einer Partie Billard?“



Professor: „Einerhanden! Machen wir es uns bequem!“



„Donnerwetter, Herr Doktor, haben Sie aber heute Glück im Spiel! Ra — na!“



„Die Partie ist aus. — War mir ein Vergnügen, Herr Kollega. Wenn's mal wieder so trifft! — Vergnügte Feiertage!“



Frau Doktor (am nächsten Tage): „Ha, Ungetreuer! Du hintergehst und betrügst mich! Alles ist aus! Versuche nicht, dich zu entschuldigen. Ich rufe dir nur das eine Wort zu: Thudnelde!“



Doktor: „Aber liebe Anna, ich beschwöre dich...“ — Frau Doktor: „Schweig, Glender! O, entsetzlich! Noch kaum halbjähriger Ehe! O, ich armes, betrogenes Weib!“



Doktor: „Na, ich danke! Das kann ja ein recht nettes Weihnachtsgeschenk abgeben!“



Professor: „Ah, entschuldigen Sie, verehrter Herr Kollega. Ich bin in der glücklichsten Verlegenheit; haben wir vielleicht gestern unsere Manschetten vertauscht? Für meine Thudnelde hatte ich —“



Frau Doktor: „Gott sei Dank, Heinrich, daß sich alles noch rechtzeitig aufgeklärt hat!“



Lustiger Streit. Nach dem Gemälde von J. Dešin.

„Verlobt?“

Auf dem scharf markierten Gesicht der Frau Bankdirektor spiegeln sich viel deutlicher, als es ihr selbst erwünscht sein konnte, die Empfindungen, die ihre Seele bewegten.

„Verlobt! Das ist in der That eine große Ueber- raschung. Und nun wird mir allerdings manches ver- ständlich, was ich mir in dem Benehmen des Fräuleins bis dahin beim besten Willen nicht zu erklären ver- mochte. Ich gratuliere! Und unter solchen Verhält- nissen werde ich ja allerdings auf Ihre weiteren Dienste Verzicht leisten müssen, Fräulein!“

Sie setzte ihren großen Straußfederfächer in leb- hafte Bewegung, und sie sah in der That erschauert genug aus, um das Verlangen nach Abkühlung einiger- maßen begreiflich erscheinen zu lassen. Margarete aber antwortete ihr nicht. Halb betäubt von der Wucht der über sie hereinbrechenden Ereignisse, war sie keiner andern Empfindung, keines andern Gedankens fähig, als daß jetzt ihr Schicksal unwiderruflich entschieden sei, und sie hörte nichts als die anklagende Stimme aus der Tiefe des eignen Herzens, diese erbarmungs- lose Stimme, die sie der Unwahrhaftigkeit und der schimpflichen Freigebigkeit zieh.

Aber sie gab sich trotz der Erkenntnis ihres Un- rechts willenlos an das Unabänderliche hin. Erst als Albenhoven ihr seinen Arm bot, offenbar in der Ab- sicht, sie zu der Gesellschaft zurückzuführen, raffte sie sich zu den ersten schon und leise geflüsterten Worten auf. Sie fühlte sich angegriffen, sagte sie, und bedürfe dringend der Ruhe. Und es hatte ganz den Anschein, als sei sie damit nur seinen eignen Wünschen entgegen- gekommen.

„Sie sehen in der That etwas leidend aus, teuerste Margarete,“ erwiderte er, „und ich wünsche sehnlichst, Sie morgen recht frisch und heiter zu finden.“

Er begnügte sich, ihre Hand an seine Lippen zu führen und sie zweimal mehr ehrerbietig als leidens- schaftlich zu küssen. Dann gab er ihr bis an die auf den hinteren Korridor hinausführende Thür das Geleit.

„Auf Wiedersehen, mein Lieb!“ flüsterte er ihr ins Ohr, als sie schon auf der Schwelle stand. „Viel schöne, glückliche Träume — und tausend, tausend Dank!“

Sie aber nahm all ihren Mut zusammen, um zu antworten:

„Nicht Sie haben mir zu danken. Es ist ja so hochherzig, was Sie gethan haben. Und ich will mich bemühen, es Ihnen zu vergelten, so gut ich kann.“

Sie hatte den Blick zu seinem Gesicht erhoben, aber die fengende Glut seiner Augen trieb ihr das Blut heiß in die Wangen, und mit einer halb in- stinktiven Bewegung zog sie hastig die Thür hinter sich zu.

Viertes Kapitel.

„Mr. Hasketh läßt fragen, ob er Mrs. Harrison seine Aufwartung machen dürfe.“

In etwas unbeholfenem Englisch hatte der Zimmer- kellner des Hotels „zu den vier Jahreszeiten“ diese Meldung vorgebracht, ohne dabei seinen ziemlich un- verschämten Blick von der interessanten Fremden zu verwenden, die für die Dienstboten des Gasthofes seit drei Tagen einen Gegenstand ganz besonderer Neugier bildete. Denn in diesen drei Tagen, die seit ihrer Ankunft vergangen waren, hatte sie das Haus noch nicht ein einziges Mal verlassen; sie hatte alle Mahl- zeiten auf ihrem Zimmer eingenommen und hatte keinen andern Besuch empfangen als den des schweigsamen Herrn, der mit ihr zugleich eingetroffen war, in einem der oberen Stockwerke des Hotels ein bescheidenes Zimmer genommen hatte und seinem ganzen Auftreten nach die Funktionen eines Reisemarschalls bei ihr versah.

Man hielt sie aus den verschiedensten Ursachen für eine sehr vornehme Dame, obwohl sie sich nur als Mrs. Harrison aus New York in das Fremdenbuch eingetragen hatte, und obwohl sie immer daselbe schwarze Kleid trug, das ihr bei dem Fehlen jedes farbigen Aupubes und jedes sonstigen Schmuckes ganz das Aussehen einer trauernden Witwe gab. Aber das stolze und Gebieterische ihrer Erscheinung im Verein mit der augensälligen Unterwürfigkeit ihres Begleiters und mit mancherlei andern, in den Augen erfahrener Hotelbediensteter ganz untrüglichen Anzeichen, hatte sie in den Ruf einer höchst distinguierten Persönlichkeit gebracht.

Daß Mr. Frank Hasketh sie niemals in ihrem Zimmer aufsuchte, ohne sich zuvor durch den Kellner bei ihr anmelden zu lassen, wurde zwar von den Domestiken viel bespöttelt; aber es trug doch nicht wenig dazu bei, das Ansehen der Amerikanerin zu erhöhen und den Reiz des Geheimnisvollen zu vermehren, der sie von allem Anbeginn umgeben hatte. Gar zu gern hätte man den Schleier dieses Geheim- nisses ein wenig gelüftet; aber bisher hatten alle der- artigen Versuche ebensowenig Erfolg gehabt wie in diesem Moment die unverschämte neugierigen Blicke des

Zimmerkellners, die eben wiederum nichts andres zu erpähen vermochten, als daß Mrs. Harrison eine noch jugendliche und ungewöhnlich schöne Frau war, die trotz ihrer einfachen schwarzen Trauerkleidung ganz das Aussehen einer Fürstin hatte.

Von dem gewohnten Typus der Anglo-Amerikanerin freilich war durchaus nichts in ihrer äußeren Erschei- nung. Sie war groß und üppig gewachsen, hatte die lichtbräunliche Hautfarbe einer Italienerin oder Kreolin und große, schwarze, leuchtende Augen, die noch feu- riger erschienen durch die etwas krankhaften, bläulichen Schatten, welche unter ihnen lagen. Einem gebiete- rischen oder zornigen Blick dieser funkelnden Augen stand zu halten, war sicherlich nicht ganz leicht, und auch der sonst so dreiste Kellner schaute beschämt und verwirrt zu Boden, als Mrs. Harrison, die sich nicht sogleich in ihrer Thätigkeit, der Abfassung eines Briefes, hatte unterbrechen lassen, ihm ihr Gesicht zu- wandte.

„Mr. Hasketh ist willkommen,“ sagte sie mit einer volltönenden, etwas dunkel gefärbten Stimme, wie sie es auf die gleiche Frage bisher noch immer gesagt hatte, und mit einer ehrerbietigen Verbeugung zog sich der junge Mensch zurück.

Unmittelbar darauf trat der so feierlich Gemeldete über die Schwelle. Es war ein mit peinlichster Sorg- falt gekleideter Mann von zierlichem Körperbau und mittlerer Größe. Sein mageres, glatt rasirtes Gesicht mit den strengen Zügen und den fast blidenden grauen Augen war eines von jenen merkwürdigen, anscheinend unveränderlichen Gesichtern, die durchaus keinen Schluß auf das Alter desjenigen gestatten, dem sie angehören. Weder etwas besonders Anziehendes noch etwas geradezu Abstoßendes war in diesen seltsam starren Zügen, und doch hätte wohl jeder, der den Mann zum erstenmal in seinem Leben sah, die Empfindung gehabt, daß es rasamer sei, einer näheren Bekanntschaft mit ihm aus dem Wege zu gehen.

„Ich hoffe, Sie nicht zu stören, Mrs. Norwood,“ sagte er in englischer Sprache, und der auffallend leise, etwas verschleierte Klang seiner Stimme schien weniger der Ausdruck einer vor Lauscherohren hangenden Vor- sicht als eine natürliche Eigentümlichkeit seines Organs. In respektvoller Haltung war er hinter einem Sessel stehen geblieben, die mit Mrs. Norwood Angeredete aber hatte sich von ihrem Platz am Schreibtisch er- hoben, und ein äußerst liebenswürdiges Rächeln war auf ihren Lippen.

„Sie wissen, daß Sie mich niemals stören, mein lieber Hasketh! Ich habe Sie ja so ungeduldig er- wartet. Bringen Sie mir denn nun endlich die Ge- wissheit, die Sie mir für heute versprochen?“

„Ich bringe sie.“

„Ah!“

Ein Laut, halb wie ein Jubelruf und halb wie ein Aufschrei der Angst, hatte das Gemach durchtönt. Mit drei raschen Schritten stand die schöne, stolze Frau vor dem Manne, der kleiner war als sie und dessen unbewegliche kalte Ruhe in diesem Moment einen seltsamen Gegensatz bildete zu der leidenschaftlichen Er- regung, die plötzlich in ihren Zügen, ihrer Haltung, in der Gebärde der auf die Brust gepreßten schlanken Hände zum Ausdruck kam.

„Sprechen Sie, Hasketh — um des Himmels willen, sprechen Sie schnell! Sie haben ihn gefunden?“

„Ja, Mrs. Norwood! Ich habe Ihren Gatten gefunden. Gestern schon. Aber ich hielt es für meine Pflicht, mich genauer zu unterrichten, ehe ich Ihnen davon sprach.“

„Wie grausam Sie sein können! Mich einen ganzen Tag in dieser Ungewissheit zu lassen, während Sie mit einem einzigen Wort . . . Aber verzeihen Sie, mein Freund! Mir am wenigsten kommt es zu, Ihnen Vorwürfe zu machen. Also er ist hier — hier in der Stadt? Ich werde ihn wiedersehen?“

„Sie werden ihn wiedersehen — wenn Sie es so wünschen.“

„Und ob ich es wünsche! Seit zwanzig Monaten habe ich ja keinen andern Gedanken, als den Gedanken an ihn, keine andre Sehnsucht, als das Verlangen, ihn in meine Arme zu schließen! O, lassen Sie uns keine Minute mehr verlieren! Sagen Sie mir, wo ich ihn finde — führen Sie mich zu ihm!“

Nichts Fürstliches und Hoheitsvolles mehr war jetzt in ihrem Wesen. Ihr stolzes Gesicht schien gleichsam verklärt von heißer Freude, ihre Augen strahlten und ihr Busen wogte. Sie war in diesem Moment nichts als ein glückliches, liebeglühendes, verlangendes Weib. Der andre aber, der nicht zu ihr auf sah, sondern angelegentlich das weiße Seidenfutter des Hutes be- trachtete, den er noch immer in den Händen hielt, er- widerte kühl und leise wie zuvor:

„Wollen Sie die Güte haben, mich zunächst ge- duldig anzuhören, Mrs. Norwood?“

Sie atmete tief auf und sah ihn an, wie man etwas Rätselhaftes, Unbegreifliches ansieht.

„Ah, daß Sie Geduld von mir verlangen können — jetzt, in diesem Augenblick! Aber wenn es denn

sein muß — ja, ich will versuchen, Ihnen geduldig zuzuhören.“

„Ihr Gatte lebt hier nicht unter dem Namen Norwood, sondern unter einem andern, den ich Ihnen vorläufig noch verschweigen werde.“

Die schwarzen Brauen der jungen Frau zogen sich zusammen. Freude und Bohn wohnten in ihrer Seele offenbar sehr nahe bei einander.

„Den Sie mir verschweigen werden? Mit welchem Recht, Mr. Hasketh?“

„Mit dem Recht eines treu ergebenen Dieners und — wenn Sie mir gestatten wollen, mich so zu nennen — eines aufrichtigen Freundes. Ich möchte Sie davor bewahren, Mrs. Norwood, etwas Unüberlegtes zu thun.“

Sie machte ein paar Schritte durch das Zimmer. Dann, als sie ihm von neuem ihr Gesicht zuwandte, hatte es wieder ganz seinen früheren Ausdruck an- genommen.

„Haben Sie Rücksicht mit mir, Hasketh! Ja, ich bin manchmal recht unvernünftig. Aber Sie wissen, daß ich mich Ihnen zuletzt doch immer füge. Und darum quälen Sie mich nun nicht länger. Sagen Sie mir alles, was Sie von meinem Manne wissen.“

„Er ist im Begriff, sich zu verheiraten.“

Er hatte es sehr gelassen ausgesprochen, noch leiser fast als alles frühere. Mrs. Norwood aber schrie auf, als hätte er sie geschlagen, und dann, mit der Wild- heit einer Tigertatze, sprang sie auf ihn zu, um in leidenschaftlicher Selbstvergessenheit mit beiden Händen seinen Arm zu umklammern.

„Was sagen Sie da? Sind Sie von Sinnen? Er will sich verheiraten — mit einem andern Weibe? Aber das ist ja Wahnsinn — das ist ja unmöglich!“

„Mr. Norwood ist seit einigen Wochen verlobt, und er wird in acht Tagen heiraten — natürlich unter seinem hier angenommenen Namen.“

Sie taumelte zurück, und ihr schönes Gesicht war fast unheimlich verzerrt.

„Ach, der Bösewicht — der schändliche Verräter! Aber er wird nicht thun, was Sie da sagen. Er wird nicht! Dem Himmel sei Dank, daß er mich früh genug kommen ließ, es zu hindern.“

„So haben Sie jetzt nicht länger den Wunsch, sich wieder mit ihm zu vereinigen?“

„Was heißt das? — Weshalb fragen Sie so? — Ich weiß es nicht und ich will es jetzt nicht wissen.“

„Und doch wird unre — wird Ihre weitere Handlungsweise einzig davon bestimmt werden dürfen, ob Sie jenen Wunsch hegen oder nicht. Nur wenn Sie ihn für immer aufgeben, können Sie daran denken, das Zustandekommen der zweiten, verbrecherischen Heirat Ihres Gatten zu verhindern.“

Sie griff sich an die Stirn, als wäre es ihr un- möglich, seinen Gedanken zu folgen.

„Wenn ich ihn für immer aufgebe? Aber warum? Ich verstehe Sie nicht! Ist mir Roger denn nicht verloren — so oder so? Kann ich mir damit seine Liebe zurückgewinnen, daß ich ihn jener andern über- lasse?“

„Seine Liebe — nein! Aber — verzeihen Sie mir, Mrs. Norwood, denn es ist gewiß nicht meine Ab- sicht, Ihnen wehe zu thun — konnten Sie sich denn nach dem, was er Ihnen angethan hat, überhaupt noch Hoffnung machen auf seine Liebe?“

„Sprechen Sie nicht von dem, was er mir gethan hat! Es mag schlecht gewesen sein, grausam — meinet- wegen die Handlungsweise eines Teufels! Aber nie- mand soll davon sprechen, nachdem ich es ihm vergeben habe. Wer dürfte mit ihm darum rechten, wenn ich mich entschlossen habe, es zu vergessen?“

„Keiner, Mrs. Norwood! Ob Ihr Gatte solcher Großmut würdig ist oder nicht, ist in der That eine Frage, die Sie allein zu entscheiden haben. Aber ich fürchte . . .“

„Nun, sprechen Sie es nur aus! Sie fürchten, daß er wenig nach meiner Großmut und nach meiner Verzeihung fragen wird, weil er längst aufgehört hat, mich zu lieben.“

Frank Hasketh neigte in stummer Bejahung den Kopf.

„Vielleicht haben Sie recht. Aber so ganz kann sein Herz doch nicht erkaltet sein, daß er es völlig vergessen haben sollte, wie überschwinglich glücklich wir zwei Jahre lang miteinander gewesen sind. Und ein einziges Fünkchen dieser Erinnerung würde für mich hingereicht haben, seine erloschene Liebe zu neuer Glut zu entfachen, wenn er mir nur vergönnt hätte, ein paar Tage oder Wochen an seiner Seite zu leben. Sie zucken die Achseln — Sie glauben mir nicht. Und doch bin ich dessen gewiß, denn ich kenne Roger Nor- wood besser als Sie. Ich weiß, daß ich mir in thörichtem Uebermut mein Glück selbst verschert habe, als ich eines Tages aufhören wollte, seine demütige Sklavin zu sein und das willfährige Spielzeug seiner Launen. Jetzt aber — o, jetzt sollte er wahrlich keine Ursache mehr haben, sich über mich zu beklagen.“

„Aber diese Tage oder Wochen des Zusammenlebens

— er wird sie Ihnen freiwillig kaum gewähren. Denn daß er in diesem Augenblick eine andre zu lieben glaubt, ist wohl außer Zweifel, und Sie besitzen vorläufig kein Mittel, ihn zu sich zurückzuzwingen.

„Weshalb sagen Sie mir das? Wollen Sie mir damit die Aufrichtigkeit Ihrer Freundschaft beweisen, daß Sie mir das Herz zerreißen?“

„Nein! Ich möchte Ihnen nur den rechten Weg zeigen, Mrs. Norwood! Nicht auf einen etwa noch vorhandenen Rest seiner einstigen Zuneigung zu Ihnen oder auf seine dankbare Erinnerung an genossenes Glück dürfen Sie Ihre Hoffnungen setzen, denn solche Hoffnungen würden Sie sicherlich betrügen. Nur, wenn Sie eine Waffe besitzen, ihn zu vernichten, nur, wenn Sie ihn vor die Wahl stellen können zwischen einer Rückkehr zu Ihnen oder sicherem Untergang, werden Sie das Ziel Ihrer Wünsche erreichen.“

Mit dem Ausdruck der höchsten Spannung hingen die weit geöffneten Augen des jungen Weibes an seinen Lippen.

„Ich verstehe Sie nicht, Gasketh! Wie sollte ich zu einer solchen Waffe gelangen?“

„Damit, daß Sie ihn nicht an der Ausführung seiner Absicht hindern und ihn unter seinem falschen Namen das Mädchen heiraten lassen, mit dem er sich verlobt hat.“

„Niemals! Ehe ich ihn einer andern überlasse, eher töte ich ihn und mich!“

„Aber Sie sollen ihn ihr ja gar nicht überlassen. Nur so lange sollen Sie unthätig zusehen, bis das vollendete Verbrechen Mr. Norwood ganz in Ihre Hand gegeben und ihn zu Ihrem Sklaven gemacht hat, so wie Sie früher seine Sklavin gewesen sind.“

„Nein, ich kann nicht. Die bloße Vorstellung, daß ich es geschehen lassen soll, macht mich schwindeln. Und ich weiß auch nicht, wie Sie sich das alles denken.“

„Sehr einfach. Eine Stunde, nachdem seine geschwidrige zweite Eheschließung vollzogen ist, treten Sie vor Ihren Gatten hin, um ihm zu erklären, daß Sie ihn auf der Stelle wegen Bigamie verhaften lassen würden, wenn er sich weigert, mit Ihnen nach Amerika zurückzukehren. Dafür, daß er das Letztere wählen wird, stehe ich Ihnen ein.“

„Und wenn Sie sich dennoch täuschten? Wenn er sich nicht einschüchtern ließe? Er ist nicht der Mann, sich vor den Drohungen eines Weibes zu fürchten!“

„Vielleicht würde er sich nicht davor fürchten, wenn er Sie allein und schutzlos hier in dem fremden Lande glaubte. Aber ich werde Sorge tragen, daß er im geeigneten Moment auch von meiner Anwesenheit Kenntnis erhält. Und das wird genügen, ihn jeden seiner Schritte reißlich überlegen zu lassen. Denn Mr. Norwood weiß, daß es nicht leicht ist, meine Wachsamkeit zu täuschen und mich zu hintergehen.“

Wohl sträubte sie sich noch immer, aber ihr Widerspruch klang schon viel weniger bestimmt als zuvor. In der kühlen Ruhe dieses Mannes, die nichts von dem erraten ließ, was in seiner Seele vorging, schien für sie eine unwiderstehliche, zwingende Gewalt zu sein, gegen die sie den eignen Willen nicht lange zu behaupten vermochte. Als sie erkannte, daß er gegen alle ihre Einwendungen gerüstet war, gab sie sich besieg.

„Wäre es ein anderer, der mir so geraten hätte, bei Gott, Gasketh, ich würde glauben, daß er mein Feind sei und in heimlichem Einverständnis mit meinem Manne. Ihnen aber vertraue ich wie niemand sonst auf der Welt! Und darum werde ich alles thun, was Sie von mir verlangen. Sie werden mich ja nicht meinem Manne zuliebe verraten.“

„Mr. Norwood zuliebe? Ah, welch ein Gedanke!“

Wie kalt und leidenschaftlos er immer diese wenigen Worte gesprochen, offenbarten sie doch einen tödlichen Haß gegen den Mann, dessen Namen er da genannt hatte. Fürwahr, nichts konnte überflüssiger sein als die Besorgnis, daß er irgend etwas thun würde, um diesem Manne zu nützen.

„Zürnen Sie mir nicht wegen der thörichten Bemerkung. Ich weiß ja, was ich Ihnen verdanke — weiß, daß ich Ihnen niemals vergelten kann, was Sie während dieser achtzehn Monate für mich gethan. Ohne Sie wäre ich vielleicht noch immer eine Gefangene des schrecklichen Doktor Hunt! Ohne Sie hätte ich das Wagnis dieser Reise nimmermehr unternehmen können — und ohne Sie hätte ich die Spur meines Gatten wohl nimmer gefunden. Und ich habe bisher nichts, aber auch gar nichts thun können, Sie dafür zu belohnen!“

„Ich stehe in Ihren Diensten, Mrs. Norwood. Und dafür, daß ich meine Pflicht thue, werde ich von Ihnen bezahlt!“

„O, daran glauben Sie selbst nicht! Habe ich Sie nicht fast auf den Knien bitten müssen, diesen armseligen Betrag anzunehmen, den Sie Ihre Bezahlung nennen? Nein, nein, meine Dankeschuld ist so groß, daß ich sie niemals werde tilgen können. Und eines Tages werden Sie es sicher überdrüssig geworden sein, einem Weibe, das Ihnen nichts dafür gewähren kann, alle Ihre Kräfte zu widmen.“

„Nein. Aber etwas andres wird sich ereignen. Sie selbst werden nach der Wiedervereinigung mit Ihrem Gatten auf meine Dienste verzichten, obwohl —“

„Nun? Warum vollenden Sie nicht?“

„Obwohl Sie eines Schutzes vielleicht gerade dann am dringendsten bedürfen.“

„Ich verstehe, was Sie meinen. Aber ich fürchte mich nicht. Wenn Roger zu mir zurückkehrt, werde ich ihm eine so willige und fügsame Gattin sein, daß nicht noch einmal der Wunsch in ihm aufsteigen soll, sich meiner zu entledigen.“

Sie hatte das so weich und hingebend zärtlich gesprochen, als schwebte sie schon jetzt in einem Vorgedühl des Glücks, nach dem ihre Seele dürstete. Frank Gasketh klemmte für einen Moment die Unterlippe zwischen die Zähne. Dann, nachdem er einen Blick auf seine Taschenuhr geworfen, sagte er:

„Ich muß mich jetzt verabschieden, Mrs. Norwood, denn ich habe mir ein Stelldichein mit jemand gegeben, von dem ich noch verschiedene wichtige Auskünfte zu erhalten hoffe. Sie sind also damit einverstanden, nach meinem Plane zu handeln?“

„Ja.“

„So werden Sie sich leider noch für weitere acht Tage als in freiwilliger Gefangenschaft befindlich betrachten müssen. Der erste Schritt auf die Straße könnte ja eine zufällige Begegnung mit Ihrem Gatten herbeiführen, und damit wäre unsre Absicht natürlich vollständig vereitelt.“

„Ich werde das Zimmer nicht verlassen, bevor ich Ihre Erlaubnis dazu habe. Aber Sie selbst? Können nicht auch Sie ihm zufällig begegnen?“

„Das ist nicht zu fürchten. Ich pflege vorsichtig zu sein, Mrs. Norwood!“

„Eine Kunst, um die ich Sie oft beneidet habe, Gasketh,“ sagte sie seufzend, „denn mir wird es leider niemals gelingen, sie mir zu eigen zu machen. Acht Tage, sagen Sie? Eine ganze, lange Woche noch! Ach, wie werde ich es fertig bringen, sie zu ertragen!“

„O, Sie sind durchaus nicht gezwungen, hier zu bleiben. Wenn Sie sich inzwischen durch Reisen zerstreuen wollen...“

Doch mit Entschiedenheit wehrte sie ab. „Nein, nein! Um keinen Preis würde ich mich noch einmal aus der Stadt entfernen, in der ich Roger weiß. Ich müßte ja an jedem andern Ort noch schrecklicher unter der Qual des Wartens und der Ungewißheit leiden, als hier, wo ich wenigstens das Bewußtsein habe, in seiner Nähe zu sein. Habe ich es achtzehn entsetzliche Monate lang getragen, werde ich ja auch diese acht Tage noch überstehen. Und dann — ach, dann...“

Sie breitete die Arme aus, und wie ein überirdisches Leuchten war es in ihren großen dunkeln Augen. Mr. Frank Gasketh aber machte ihr etwas hastig eine steife, förmliche Verbeugung und verließ das Gemach. (Fortsetzung folgt.)

Weihnachten.

Da stehn wir nun im Glanz der Kerzen
Und sehn in unserm Weihnachtsbaum,
Und durch die müd' gewordenen Herzen
Zieht Engelgruß wie Jugendtraum.

Wie sind sie süß, die Weihnachtslieder,
Und Glodenmund ruft übers Land,
Daß Lieb' vom höchsten Himmel nieder
Den Weg zur dunkeln Erde fand.

Wir glaubten schon, es ging verloren,
Was uns der Himmel einst geschickt,
Und sehn nun, daß es neugeboren
Ans unsrer Kinder Auge blickt.

Und wo uns solche Sterne scheinen,
Sind wir im Dunkeln nicht allein;
Wir wollen fröhlich mit den Kleinen
Und gläubig wie die Kinder sein.

Wir wollen ihren Traum behüten
Und wachsam sein in Liebespflicht,
Damit kein rauher Sturm die Blüten
Von ihrem Lebensbaume bricht.

So leuchtet denn, ihr Weihnachtskerzen,
Vergeffen sei es, was uns drückt;
Wir tragen ja im tiefsten Herzen
Die Liebe, die die Welt beglückt.

Hans Eidelbach.

„Vergelt's Gott!“

(Bild S. 273.)

Der Vater starb nach langer peinvoller Krankheit, die all das mühsam Ersparte aufgezehrt. Eine infolge von Entbehrungen, von Nachtwachen und Tagesarbeit fränkende Frau und drei Kinder hinterließ er, dazu den Gottessegnen, den er für sie erstet auf dem Totenbette. Und der hielt sie aufrecht, die arme Witwe, und gab ihr Kraft, weiter zu leben, weiter zu sorgen. Sie war ja so opferwillig,

und die Kinder so brav und genügsam, wie knapp bemessen auch der Haushalt. Als aber die Weihnachtszeit herangefommen, die „fröhliche, selige“, da ward's der Mutter doch bang ums Herz; sie dachte an die Stunden, wo der Vater noch selbst den Tannenbaum geschmückt und darunter allerlei Gaben gelegt, Pfennig um Pfennig ersparte. Heuer ist die Sparbüchse leer — woher auch? Und wenn die Kinder zu Bett, sinkt der Armen der müde Kopf oft tief auf die kranke Brust, und Thränen fließen drauf, die nur der liebe Gott gesehen.

Abend ist's, vor dem Christabend. Sie sitzen da, trauten Vereins, im abgeschragten Dachstübchen. Es klopf. Wer mag wohl kommen, zu solcher Stunde noch? — Herein!

Welche Ueberraschung! Die Baronin ist's vom ersten Stock mit ihrem Lächelchen und dem Vivreebedienten, und was der im hochgefüllten Korb mitbringt: Weihnachtsglück ist's und Weihnachtstfreude, und das Allerbeste dabei ist das liebe, tröstende Wort, mit dem die warmherzige Geberin die reiche Gabe begleitet.

Vergelt dir's Gott, gnädige Frau!

W.

Lustiger Streit.

(Zu unserm Farbenbild S. 277.)

Am Fuß der hohen Tatra, wo die Bäche lustig zu Thale rauschen, ist der Sommer schön aber kurz, und der lange Winter bedeckt Weg und Steg mit gewaltigen Schneemassen. Die Menschen müssen sich mühsam durchs Leben schlagen, und die fast fabelhafte Genügsamkeit der Slowaken gehört dazu, um ihnen auch nur das möglich zu machen. Daß trotz aller Not Scherz und Frohsinn auch bei den slowakischen Dörflern waltet, das zeigt ein Bild aus unser Bild. Die malerische Tracht der slowakischen Mädchen trägt dazu bei, diesen Eindruck zu machen: das Haar, nicht in das anderwärts übliche Kopftuch eingehüllt, sondern in einen Zopf zusammengelochten, das mit langen roten Bändern geziert ist; die weiten Hemdärmel weiß und sauber, mit dem Schnee wetterfester, das rote Nieder, während die hohen Männerstiefel unter der schwarzen Schürze der ganzen Erscheinung etwas Heroisches verleihen. Den scherzhaften Angriff der Burtschen mit dem Schneeball wehrt unsre Schöne in einer Art ab, die deutlich genug ausspricht, daß er ihr als willkommene Abwechslung gilt.

Weihnachten an Bord.

(Bild S. 282.)

Bekanntlich ist die Vorfreude anhaltender und inniger als die wirkliche Freude am Tage der Erfüllung, weil gar zu leicht eine größere oder geringere Enttäuschung mit unterlaufen kann. Diese Beobachtung kann man an jedem Weihnachtsfest machen. Welch ein glückstrahlendes und hoffnungsfreudiges Treiben überall in den Wochen und Tagen vor Weihnachten, und wie viele saure und enttäuschte Gesichter am Heiligabend und während des Festes! Aber ist das nicht natürlich? Wer sein Glück aufs große Los setzt, wird meistens enttäuscht. Nur dem Bescheidenen blüht das Glück, und nur er allein vermag es an seine Fersen zu fesseln.

An Bord hatte man schon lange vorfreudig von der Feier des Weihnachtsfestes gesprochen. Die Jungen horchten auf, wenn ihnen von den Alten erzählt wurde, daß man Tannenbäume ohne Tannen für die Weihnachtsbäck schaffen, und zwar eigenhändig mit dem Taschmesser aus einem Besenstiel, unter Zuhilfenahme von etwas grüner Farbe herstellen müsse.

Wunderbar wird es auch dir, lieber Leser, erscheinen, aber — die Sache hat ihre Wichtigkeit.

Es ist etwa acht Tage vor Weihnachten. Gehen wir einmal durch die Batterie und das Zwischendeck, wo die Schiffsjungen mit ihren Vehrmeistern, Matrosen und Heizern an ihren Backen sitzen und „Weihnachtsarbeiten machen“.

Der Materialienverwalter hat an die einzelnen Backen — fürsorglich aus Kiel mitgenommen — Bogen Pappe, buntes Papier und Seidenpapier, rotes, weißes, blaues, grünes, gelbes, Silber- und Goldpapier ausgegeben. Aber das alles wird vorläufig noch vom Backstältesten verstaubt. Er läßt dafür jeden von seiner Back sich etwas Holz „besorgen“. Besenstiele stehen am höchsten in der Nachfrage, daneben werden auch alte Ristendeckel und Holzabfälle vom Zimmermeister mit gutem Erfolg verarbeitet. — Wozu denn? Nun, wozu anders denn, als zu edeln, schlanken Tannenbäumchen! Dem Stamme des Tannenbäumchens dort auf der Back sieht man es wahrlich nicht an, daß er in der außerweihnachtlichen Zeit früherer Tage die Rolle eines biederen Besenstiels gespielt hat. Er ist durch zierliche Einkerbungen vollständig rauh gemacht wie eine Tanne und hat einen entsprechenden Farb-anstrich erhalten. Hier und da, in natürlichem Verhältnis, wachsen aus dem Stamm Zweige hervor, ebenso bearbeitet, die sich wieder und wieder in kleinere und kleinste Sprosse und Sprößlinge verzweigen, bis — unter Zuhilfenahme der nötigen Farbe — das täuschende Bild einer schön gewachsenen Tanne unter den kunstfertigen Händen des weihnachtlich gestimmten Seemanns fertig dasteht. Dieser Tannenbaum hat vor dem natürlichen den großen, für die Bodenverhältnisse nicht hoch genug zu schätzenden Vorzug, daß er sich bequem auseinandernehmen und leicht verstauben läßt.

Ketten und Sterne, Blumen und Körbchen zur Ausschmückung des Bäumchens, sowie der ganzen Back werden ununterbrochen gemacht, so viele, wie das gelieferte und nachgelieferte und noch selbst gekaufte bunte Papier gestattet. Die eine Back bewahrt aber sorgfältig das Silber, eine andre das Goldpapier auf. Wir fragen, zu welchem



Heilige Nacht. Nach dem Gemälde von Karl Marr.

Copyright 1901 by Franz Schöndel, München.

Zweck? „Das soll für den Kronleuchter bleiben.“ wird uns zur Antwort. Nicht ganz klar, wie Silber- und Goldpapier sich in einen Kronleuchter verwandeln kann, gehen wir weiter und sehen an einer Back verschiedene Leute, den Kopf auf den Arm gestützt — einer von ihnen hat ein Stück Papier vor sich und einen Bleistift in der Hand — das Auge geistreich verklärt auf einen Punkt gerichtet — sie scheinen über irgend eine höchst wichtige Sache nachzudenken. „Sör mal, ich habe einen, aber einen feinen Vers, sag' ich euch!“ unterbricht plötzlich einer glückstrahlend das tiefinnige Schweigen der unheimlichen Gesellschaft. „Unsre Neugierde, was Janmaat wohl zu Weihnachten dichten möge, wird aber nicht befriedigt.“ — „Das darf vorher keiner wissen!“

Ebenso lassen die Künstler unter den Heizern und auch Matrosen uns nicht ahnen, womit ihr Genie die Vordwelt zu Weihnachten überraschen will.

Überall tritt uns herzlich-kindliche Vorfreude auf das Fest der Christenfreude entgegen, und uns mit vorfreudig gehen wir an Deck, um die weiche, köstliche und nach der Hitze in den unteren, menschenfüllten Räumen des Schiffes doppelt wohlthuende und erfrischende Abendluft der tropischen Zone auf dem Meere zu genießen. Der Gedanke an die Heimat, die jetzt auch aufs liebe Weihnachtsfest sich rüstet, aber in Schnee und Eis gehüllt ist, läßt wehmütige Erinnerungen aus längst und unlängst vergangenen Tagen doppelt stark in der großen Einsamkeit wiederaufleben; es treten freundliche Weihnachtsbilder und all die lieben Gesichter, die man so gern sieht, vor die Seele, — o, wo bist du gelieben, du nimmer rastende Zeit! — „So allein?“ hemmt plötzlich im Reich der Träume die Stimme des wachhabenden Offiziers den Schritt. „Kommen Sie doch noch ein bißchen herauf!“ — „Nein, wissen Sie,“ beginnt er oben auf der Kommandobrücke, „Weihnachten draußen, — das ist nichts. Ohne Schnee und Eis, in dieser Tropenhitze da in St. Thomas kann man nicht recht weihnachtliche Stimmung haben. — Und dann die Post, wenn die nur rechtzeitig eintreffen möchte! Sonst bekommt man nicht mal seine Weihnachtsbriefe und ist gänzlich von seinen Angehörigen abgeschnitten. Denn zu Weihnachten mag man doch am liebsten zu Hause und im Familienkreise sein.“

Ja, ja, der Dichter hat recht:

Wie kein deutsches Auge läßt
Sich vom Weihnachtsbaum mit seinen Kerzen,
So bleibt der Deutschen Weihnachtsfest
Das Heiligste dem deutschen Herzen.“

Die Korvette ist ein paar Tage vor dem Heiligabend im Hafen von St. Thomas zu Anker gegangen. Die Vorbereitungen auf Weihnachten, in den letzten Tagen mit verdoppelter Emsigkeit betrieben, haben ihr Ende erreicht. Nun ist der Tag vom Heiligabend angebrochen. Große Bootsladungen von riesigen Palmenwedeln und westindischen Tannen, die sich noch am besten als Ersatz wirklicher Tannen eignen, werden an Bord gebracht. Aus den Lasten tauchen Kisten und Kästen mit Honigluchen und allerhand hübschen Sachen für die Weihnachtsbescherung hervor. Die Lieferanten von Land schaffen Kuchen und Nüsse, Äpfel und Feigen, Bananen und Apfelsinen in großen Mengen herbei. Überall an Bord regt sich freudiges Schaffen, weihnachtliche Feststimmung durchweht das ganze Schiff. Alle Hände sind voll und gern in der Arbeit des Auspackens, Aufstellens, Ordnen, Schmückens. Für jeden sind Geschenke da im Werte von zwei bis drei Mark und darüber. Mit einer Nummer versehen, werden sie aufgebaut auf dem Maschinenstglicht und verschiedenen improvisierten Tischen. Die einzelnen Messen versorgen sie in analoger Weise.

Um vier Uhr beginnt die Feier. Der Kommandant eröffnet sie mit der Bekanntmachung der Beförderungen und Belobigungen, sowie der Verteilung von Prämien an die Schiffsjungen. Unmittelbar danach erfolgt die eigentliche Weihnachtsbescherung, indem die Leute divisionsweise die ihnen zugedachten Geschenke auslösen. Erfreut oder enttäuscht, mit glücklichem Lächeln oder brummigem Gesicht ziehen sie ab. Wer kann es auch allen recht machen!

In die gemischten Neuerungen der Freude und der Enttäuschung tönt veröhrend die Schiffsglocke hinein, um mit feierlich-gemessenen Schlägen zur liturgischen Heiligabendandacht zu rufen. Mächtig brausen die alten,

heimatlichen Klänge von „O du fröhliche, o du selige“, „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Es ist ein Ros' entsprungen“ und andre übers Oberdeck des Schiffes in die schweigende Tropennacht hinaus. Dazwischen bricht sich das Wort von der Weihnachtsgeschichte, in Weissagung und Erfüllung, vom Pfarrer verlesen, sonnenhaft hindurch. Lied und Wort vereinigen sich zur weihnachtlichen Anbetung, um auszuklingen in den Lobpreis der ewigen Liebe: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er Seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ — womit die Ansprache schließt, respondiend von dem stimmungsreichen:

Ich bete an die Macht der Liebe,
Die sich in Jesu offenbart;
Ich geb' mich hin dem freien Triebe,
Mit dem ich, Wurm, geliebt ward;
Ich will, anstatt an mich zu denken,
Ins Meer der Liebe mich versenken.“

An die kirchliche Feier schließt sich nun die eigentliche Familienfeier der Schiffskameraden an. Die Bäden sind schon vorher ausgeputzt und während der Bescherung auf dem Oberdeck geheimnisvoll mit Schüsseln von Backwerk, Nüssen, Apfelsinen, Bananen, einigen Zigarren und Flaschen Bier gefüllt. Außerdem hat die Menagekommission noch neben den vielen weihnachtlichen Spenden ein warmes Abendbrot erübrigt, so daß mancher sich eines gedeckten Weihnachtstisches erfreut, wie er ihn nicht daheim bei Mutter hat haben können.

Schnell werden die Lichter angezündet, das Arrangement der Back zurechtgerückt, die vorhandenen Kunstwerke in Betrieb gesetzt. Denn es kommt der Kommandant mit den Offizieren, um einen Rundgang durch die geschmückten Bäden zu machen. Aber welche ein verändertes Aussehen haben die militärischen Räume der Batterie und des Zwischendecks erhalten! Man glaubt sich fast in einen Palmehain von orientalischer Pracht mit italienischer Nachtbeleuchtung versetzt. Jede Back hat sich buchstäblich in eine Laube von grünen Palmenwedeln gehüllt, durch welche die Lichter des Weihnachtsbaumes golden flimmern, und all die Ketten und Lampions, mit denen die Back über und über geziert ist, farbenprächtig glitzern.

Nun finden wir auch unsre Dichter und Künstler in ihren genialen Schöpfungen wieder. Dort auf dem Transparent — dazu die Pappe! — leuchtet der Seemannsreim in farbigen Buchstaben von Seidenpapier, hier ein anderer, dort: „Ehre sei Gott in der Höhe!“ hier der Leib- und Magenvers des Seemanns:

In Nord, Süd Ost und West
So Quis is 't best.“

Da sehen wir auch, wie das Gold- und Silberpapier sich zum Kronleuchter gewandelt hat. Eine sechsarmige Krone, aus Holz geschnitten, ist mit dem Papier überzogen, so daß das Ding in dem täuschenden Lichterglanz wirklich wie ein goldener oder silberner Kronleuchter aussieht.

Vor den Leistungen der Künstler aber — alle Achtung! — muß man den Hut abnehmen. Hierliche Fontänen perlen aus niedlichen Grotten schneeweißer Korallen, Leuchttürme blinken in verschiedenen Farben, heimatliche Windmühlen drehen sich ohne Wind, Bergwerke sind in Betrieb, und viele andre Dinge sind zu schauen, die von der Kunstfertigkeit und auch häufig von dem Humor des Künstlers Zeugnis ablegen.

Doch, was Luft anbelangt — es ist da unten fürchterlich! Die tropische Hitze ist durch die vielen Lichter und Menschen auf einen Grad gebracht, den man sonst nur in russischen Bädern findet. Aber der Seemann, der Hitze und Kälte gleich gut ertragen kann, — er fühlt sich auch hier wohl und giebt sich, auch bei triefendem Körper, der gehobenen Weihnachtstimmung hin, die ihn an seiner Back wie im Familienkreise umfängt.

Die trauliche Einmütigkeit einer Familienfeier spiegelt sich an allen Bäden und in allen Messen lieblich wieder.

Am lustigsten geht es in der Seeladetten- und Kadettenmesse her. Dort sind die Weihnachtspakete, die die Frau Mutter dem Kadettenoffizier bei der Ausreise heimlich mitgegeben hat, geöffnet und ihr Inhalt, soweit er ehbar ist, brüderlich geteilt mit den Kameraden. Die Geschenke der Kameraden, nützliche und scherzhafte, sind auf dem Weihnachtstisch aufgebaut; die Messe hübsch dekoriert mit Gränzeug und Palmenwedeln, inmitten strahlt der Weihnachtsbaum, mit heimatlichem Plitterwerk behangen, und um ihn herum sitzen sie hinter einer mächtigen Ananaspöwle, plaudernd und singend, und — verderben sich, wie daheim, an Marzipan und andern Süßigkeiten den Magen.

Es ist eine eigentümliche Empfindung, unter tropischem Himmel und ohne Schnee und Eis Weihnachten zu feiern. Die Wehmütigkeit stiehlt sich dabei wohl den meisten ins Herz. Aber doch wieder fällt sich in fremden Landen das deutsche Bewußtsein mit Freude und Stolz, wenn man sieht, wie die Weihnachtsfeiern anderer Nationen so sehr wenig von der sinnigen und gemütvollen Art unsrer deutschen Weihnachtsfeier an sich haben. Wie man draußen in der Fremde keinen deutschen Wald mit seinem schattigen Grün und anheimelnden Rauschen findet, so entbehrt man dort auch eines deutschen Weihnachtsfestes. Nur auf deutschem Boden, da wo der Deutsche sich am wohlsten fühlt, in der Familie

kann deutsch das Weihnachtsfest gefeiert werden. — Im Auslande repräsentiert das Schiff die ferne Heimat. Auf seinen Planken ist deutscher Boden und herrscht in deutscher Art christliche Weihnachtsfeier und Freude. Solange seine Flagge über dem Hafen weht, bildet das Schiff mit seinen Festen den Sammelpfad aller Deutschen in der Fremde. Hier können und sollen sie wieder einmal, vielleicht nach jahre- und jahrzehntelanger Entbehrung, ein Stückchen „deutsche Heimat“ begrüßen, hier deutsch das Wort Gottes hören und sich andächtig sammeln um ein deutsches Vaterunser. Nicht bloß das deutsche Empfinden, das so leicht dem Deutschen in der Fremde erstickt, auch das christliche Bewußtsein, das meistens nur noch schwach im materialistisch-gebannten Herzen schlummert, kann und soll hier geweckt und — wenn auch nicht für immer — doch für eine geraume Zeit aufs neue belebt und lebenskräftig erhalten werden. Die Feier des Weihnachtsfestes aber ist wie keine andre dazu angethan, deutsche Art und christlichen Sinn den Deutschen im Auslande zu predigen und ans Herz zu legen.

Rudolf Schneider, Marinepater.

Das neue Jahr.

Es kommt auf winterweisem Steig
Heran ein Wanderer, jung und fähig,
Trägt in der Hand einen grünen Zweig,
Daran zwölf Rosen blühn.
Zwölf Rosen rot, voll frischer Pracht,
Die duften durch die Mitternacht,
Die duften so verheißend,
Daß jedes Herz erwacht.

Des Wandrers Blick strahlt groß und weit,
Beglückend und beglückt; —
Im grünen Garten der Ewigkeit
Hat er den Zweig gepflückt.
Da fühlt die müde Welt nicht mehr
Die alte Bürde, dumpf und schwer;
Ein Schimmer, klar und gleichend,
Strahlt um den Wanderer her.

Gelächte jauchzt von jedem Turm,
In allen Blicken brennt's.
Er singt durch Nacht und wehenden Sturm
Ein Lied vom ewigen Lenz,
Das Klimat so stolz und zauberhaft,
So wahr, so jung, voll Macht und Kraft,
Das Truglied jungen Lebens,
Das sich den Sieg verschafft.

Vom Echo tausendfach verstrent,
Klingt's durch die Lüfte klar:
Nur eines gilt, das selige Heut,
Das Jetzt, das junge Jahr!
Des guten Glückes ist so viel,
Und jedes Lied hat Zweck und Ziel,
Kein Saatkorn keimt vergebens
Im bunten Lebenspiel!

Lenzdröhnend durch die Mitternacht schallt
Des singenden Wandrers Schritt. —
Wer bist du, sinkende Gestalt,
Die ihm entgegentritt?
Ein Alter, matt und abgemüht,
Verbraucht, gefurcht, verwelkt, verglöhnt,
Am kahlen Dornenstabe,
Der auch einst rot geblüht.

Auf stammt sein Blick, wie vorm Vergehn,
Nachtfaul ist sein Gewand.
Doch wie in seligem Verstehn
Faßt er des Kommenden Hand.
Dann geht er hin durchs Festgeläut,
Wie einer, sterbend noch erfreut,
Nicht wie zu ewigem Grabe —
Nein, wie zu ewigem Heut!

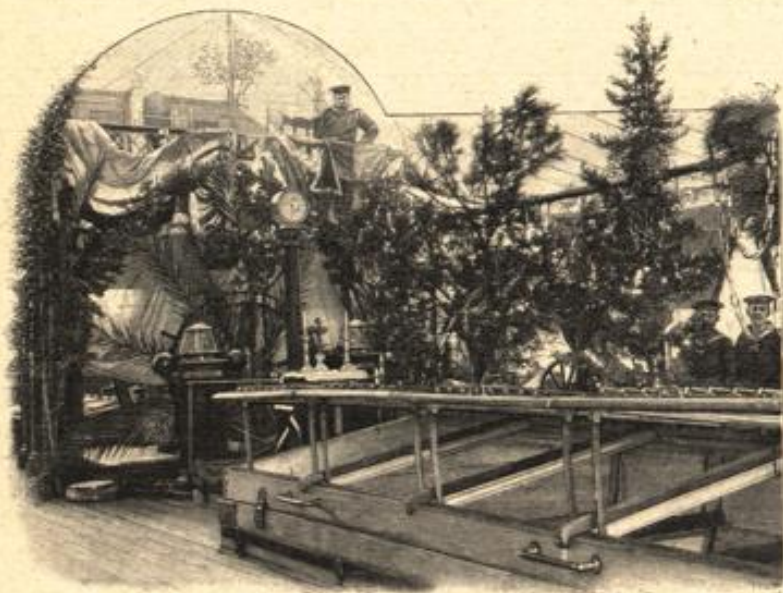
Fräulein Schanz.

Görg Neubert.

Von

S. Tegner.

Es war vier Uhr war's, und schon brach die Dämmerung herein. Bläulicher Nebel schwebte über den leuchtenden Schneeflächen ringsum. Wie ein mattroter Flecken verschwamm am fernen Horizont die Winter Sonne. Mit ihrem Sinken steigerte sich die Kälte ganz empfindlich. Görg Neubert trieb seine Pferde zu schnellerem Gang an. „Hü hott, hü hott!“ schrie er aus Leibeskräften und schwang die Peitsche, daß sie laut durch die klare Winterluft knallte. Die Pferde stampften vorwärts mit zitternden Beinen. Der hart gefrorene Schnee bot ihren eisenbeschlagenen Hufen wenig Halt, und der bis zum Rande mit großen Eisstücken beladene Wagen war für sie fast zu schwer. Dampfender Schweiß stieg aus ihren Flanken auf und legte sich als weißer Reif aufs Fell. Görg schimpfte und wettete, als er die Anhöhe vor sich sah, auf der das Eishaus stand. „Das können die armen Luderch kaum derziehen.“ brummte er kopfschüttelnd, indem er aus der rechten Tasche seiner Schapspelzjacke eine Flasche zog. Gluck, gluck, gluck rann die rote Flüssigkeit — Görg trank nur Gemischten, Kirsch mit Korn —



Weihnachten an Bord.

durch seine Kehle, und behagliche Wärme strömte durch all seine Glieder. Dann klopfte er den Hals des Pferdes, das ihm zur Seite ging, und redete den Tieren freundlich zu. „Na, 's is bloß dasmal noch heite, nachn habter baar Dage Ruhe. Nu mal los!“ Mit „Hie hott“ wollte er eben die Braunen aufs neue antreiben, da sah er aus dem Thor des Eishauses einen Wagen herausfahren, und im selben Atem rief er: „Eh — brrr!“ Er ließ das Gefährt an sich herankommen. „Fahrt Ihr noch mal zum Leich'nunter?“ rief er den beiden Männern zu, die in der Schukfelle saßen und sich in Decken und Stroh eingemummelt hatten.

„Nee, 's is Schicht nu, du machst 'n Schluß!“ tönte es ihm entgegen.

„Na, da spannt mal den Schwarzen aus, daß er mit den Berg ruffzieht! Und du, Frihe, kannst mit schieben!“ Frih schälte sich aus seinen Decken und sprang herab. Währenddessen hatte Görg den Schwarzen vom leeren Wagen losgeschirrt und dem vollen vorgepannt. Jetzt ging es trotz des ansteigenden Weges schnell vorwärts, und bald war das Ziel erreicht. Nachdem die Pferde zugebittet und mit Futterbeutelnen behängt waren, hoben Görg und Frih den hinteren Wagenschub vermittelt einer Hebestange aus. Polternd sausten die Eisstücke herab und schlitterten zum Teil von selbst in die nahe Grube. „Komm, Frihe, m'r woll'n ercht 'n Wagen leer machen, darmit die armen Tiere nich so lange in der Kälte stehn müssen. Nachn fährsichte immer 'runter, und ich schauße das hier alleene ei. Wie sichte's, haste schon en Danneboom?“

„Nee, ich wollt' mer nach Feierabend von Silberberg en' holen. 's is Mondschein und gute Schlittenbahn. Kommste mit?“

„Ehm das wollt' ich dich fragen,“ entgegnete Görg. „Nu woll'n mersch so mach'n, Frihe,“ sprach er nach kurzer Ueberlegung, „du holst d'r von meiner Frau unfern Schlitten, der is grade groß genug, e Schtichchen Peine, e Beil un 'ne Säge läßt der och geben. Sagst abber nich, zu was es soll, ich will se dermit übercafschen. Sagst bloß, ich läme heite bissel schpäter. In 'Anker' wartete uff mich, denn ich muß erst och noch mal zu Kunzens, um ze sag'n, daß ich zum Schkat heite nich komme. Na, da wär'n mer ja schunn fert'g, nu fahr los, Frihe, unn mach's so.“

Frih fuhr mit dem leeren Wagen davon. Eben, als er in den Brauereihof einbiegen wollte, kam ihm Hiller, der erste Fuhrknecht, entgegen und fragte, ob das der letzte Wagen sei. Frih bejahte und fügte hinzu, daß Neubert noch einschauße. Hiller begab sich ins Bureau und fragte, ob er oben schließen solle der letzte Wagen sei eben herunter.

„Ja, schließen Sie,“ entgegnete der Kassierer, „und sorgen Sie dafür, daß Punkt halb sechs Uhr alle zur Köhnung antreten.“

Hiller nahm das große Doppelvorlegesloß in Empfang und machte sich auf den Weg nach dem Eishaus zu. Hier arbeitete Görg nach Frihens Wegfahrt fleißig weiter. Im Scheine der Laterne, die an der Wand hing, glänzten und glitzerten die Eisstücke in märchenhafter Pracht, Görg aber achtete nicht sonderlich darauf. Er malte sich in seinen Gedanken aus, wie seine „Alte“ über den Baum erstaunt sein würde, und über die Geschenke erst! Das schwarz- und rotgestreifte große Wolltuch und die Gummischürze, die ausah wie Blaudruckleinwand! Schon vor Tagen hatte er beides besorgt und auf dem Kleiderstrank versteckt. Sie würde sich um so mehr wundern und freuen, als sie beide heute früh im Zorn auseinander gegangen waren. Er hatte gestern wieder mal ein Gläschen über den Durst getrunken gehabt, sie hatte ihm Vorwürfe gemacht, und er, in diesem Zustande leicht aufbrausend, war suchstufelswild geworden. Aber er war ebenso leicht veröhlich, wenn sein Zorn vertraucht war. Die Frau hingegen konnte nicht so leicht vergessen und war tagelang „mudsch“, und das war für ihn die größte Qual. Wenn sie so, stumm, mit resigniertem Gesicht, ihm gegenüber saß, kam er sich als der schlechteste und grausamste Mensch vor und gelobte sich dann jedesmal, nicht mehr zu trinken. Aber bei dem stillen Versprechen war's auch immer geblieben.

So, da polterte die letzte Scholle hinab zu ihren Gefährten. Görg stellte seine Schaufel in die Ede und bog sich über die Grube, um die Fallthür von der Wand loszuhaben. Während er an der Kette, die angefroren schien, mit aller Kraft rüttelte, rutschte die Flasche aus der Tasche seiner Pelzjacke und fiel hinab in die Grube. „Doch das noch, zu guter Leht, na, da fahr meintswegen bei'n Teifel!“ brummte er. Unwillkürlich nahm er die Laterne von der Wand und leuchtete hinunter. Da lag sie, wunderbarerweise unzerbrochen, mit dem Korl nach unten zwischen zwei Schollen eingeklemmt. „Die hol' ich mir!“ sprach Görg, nahm die Laterne und begab sich nach dem schwachartigen Grubeneingang. In seinen großen, eisenschlagenen Stiefeln die überfrorenen Leiterstämme hinabzuleitern, wagte er nicht. Er zog sie aus und kletterte in den Strümpfen

die Leiter hinunter. Inzwischen war Hiller am Thoreingang angekommen. Als er alles finster sah, schalt er, daß die andern mit der Laterne fortgegangen seien. Er brannte ein Streichholz an und sah die Grubenfallthür noch offen. „Bäberliche Wirtschaft!“ brummte er und plaukte sie zu. Im selben Augenblick war Görg Neubert an der Mündung des stollenartigen Ganges angekommen. „Nicht zumachen!“ schrie er und raste, so schnell er nur konnte, den Gang zurück. Er dachte nicht mehr an seine Flasche, nicht mehr an die Stiefel. „Nicht zumachen!“ schrie er in einem fort. Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn, und seine Kniee schlotterten, als er die letzte Sprosse hinter sich hatte. Mit wenig Sähen war er in der Thoreinfahrt. Eine Sekunde lang stand er wie erstarrt. Der andre hatte sein Rufen nicht gehört. Das Thor war geschlossen! Mit aller Wucht seines Körpers warf er sich dagegen. Vergebens! Er schrie aus Leibeskräften und donnerte mit der Schaufel ans Thor, im stillen die Hoffnung hegend, daß Hiller noch überm Schließen der ersten äußeren Thür sei, dann mußte er ihn ja hören! Zum Tode erschöpft lehnte er sich an die Wand, als er das Kucklose seiner Bemühungen einsah. Er überlegte, was zu thun sei. Die Thür einhauen? Das Schloß aufbrechen? Unmöglich! Die schweren Eichenpfosten widerstanden seiner Kraft, und das Schloß war von außen befestigt. Und sein Schreien und Rufen drang nicht durch die Doppelwände!

„Das kann nu nisch helfen,“ suchte er sich selbst zu beruhigen, „mer müssen warten, bis se uns 'rauslassen. Bei'n Lohnauszahl'n müssen se 's ja merken, unn Ebert wech es ja ooch, daß'ch hier zurleht war. Freilich, hier ibernachten is nich angenehm, brrr, die Kälte!“ Er stellte die Laterne auf die Erde neben sich, dabei fiel ihm erst wieder ein, daß er seine Stiefel ausgezogen hatte. „I nee, is ja nich dran zu denken, daß se das nich merken!“ — Nee, wiemer doch glei in de Angst komm' kann.“ Er lachte über sich selbst. Laut, ganz laut, daß es allerwärts widerhallte. Aber es war kein lustiges Lachen, es klang gezwungen und unrein. Ganz tief im Herzen saß die entsetzliche Angst und ließ sich nicht weglassen. Aber er suchte sie mit Gewalt zu übertäuben, pfliff ein Vieh vor sich hin, stieg wieder hinab und holte die Flasche und die Stiefel. Raschen Schrittes ging er im Raum auf und ab, sich warm zu halten. Er wußte, daß seine einzige Rettung war: die Kälte von sich abzuwehren. Vieh er erst die an sich herankommen, so war er verloren. Immer schneller wurde sein Gang, immer leerer die Flasche. Er sang und pfliff abwechselnd, führte auch dazwischen laute Unterhaltungen mit diesem und jenem.

„Jetzt sind sie beim Lohnauszahlen. Jetzt rufen sie: Neubert, wo steck Neubert? — Ist nicht hier? — Ja, wo ist er denn? — Der muß noch im Eishaus sein. — Im Eishaus? Aber ums Himmels willen, schnell, Hiller, Ebert, schnell, schnell!“ spann er seinen Monolog. „Jetzt kommen sie! — Guten Abend, wünsch' guten Abend, meine Herren! Viel Ehre für mich, daß Sie mich auffuchen, nur herein, herein!“ Er sprach ganz korrekt hochdeutsch, wie er immer zu thun pflegte, wenn er ein Gläschen über den Durst getrunken hatte. Dann verbeugte er sich vor der Schaufel, die in der Ede lehnte. „Sie auch hier, mein Fräulein? Freut mich, freut mich sehr! Aber wollen wir nicht ein Tängchen riskieren? Ja? So, bitte! Die Laterne nehmen wir wohl auch mit? Das heißt, wenn Sie gestatten. Ja? Zu liebenswürdig! Also los: Eins zwei drei, la la la, eins zwei drei, la la la, eins zwei drei!“ In der Linken die Schaufel, in der Rechten die Laterne haltend, drehte er sich im Kreise. Erst langsam nach dem Takte, dann schneller und immer schneller, bis er zuletzt wie ein Rasender umhersprang.

War's der genossene Branntwein im leeren Magen? War's die immer weiter heraufstreichende Angst, die ihn aller Sinne beraubte? Mit heiserer Stimme immer abwechselnd: „Eins zwei drei, la la la!“ ächzend, taumelte er, ein Kleidungsstück nach dem andern von sich werfend, durch den eifig kalten, nur spärlich erhellen Raum, bis er zusammenbrach.

„Neubert, wo ist Neubert?“ rief der Kassierer und trommelte ungeduldig mit der Hand auf den Rand der eisernen Zahlplatte herum. „Nicht hier? Nie können die Leute pünktlich sein. Weiter! Mag er dann bis zuleht warten!“

Fest krampften sich die hartgearbeiteten Hände um das Häuschen Silber, das größer oder kleiner, je nach der Stellung, ein jeder für sechstägige Arbeit in Empfang nahm. Einer nach dem andern entfernte sich mit schwerem Schritt. Als letzter kam Ebert an die Reihe.

„Ist denn Neubert noch nicht da?“ fragte der Kassierer von neuem und zog ungeduldig seine Uhr. Er wollte mit der Bahn fort und hatte keine Minute zu verlieren. „Kommen Sie vielleicht mit ihm zusammen?“ herrschte er Ebert an.

„Ja, wir treffen uns nachher,“ entgegnete dieser.

„Dann nehmen Sie für ihn das Geld in Empfang und quittieren für ihn.“

Eigentlich durfte das nicht sein, aber in der Not mußte es eben einmal gehen. Ebert ging mit dem Geld sofort nach Neuberts Wohnung. Besonders freundlicher Empfang ward ihm hier nicht zu teil. Frau Marthe Neubert grollte noch auf ihren Mann und ließ alles, was mit ihm irgendwie zusammenhing, unter ihrer Verstimmung leiden. So auch Ebert. Sie erwiderte kaum seinen Gruß, lud ihn auch nicht zum Sitzen ein.

„Aha,“ dachte Ebert, „die mußcht wieder mal,“ und bat um Schlitten, Peine, Beil und Säge. Erst wollte sie nicht wissen, wo der Schlitten stände, da aber Ebert ihr erklärte, er wolle einen Christbaum für seine Kinder holen, gab sie ihm das Gewünschte. Als er ihr dann sagte, daß ihr Mann heute wohl später als sonst kommen würde, plakte sie ihm die Thür vor der Nase zu.

„Ist das ein Drache,“ sprach er für sich und fuhr davon. Er hatte ihr das Geld aushändigen wollen, aber weil sie gar so niederträchtig war, „nu gerade nich.“ Im „Anker“ wartete er, wie verabredet war, auf Neubert. Eine halbe Stunde verging und noch eine, ohne daß dieser kam. „Der wird am Stattisch hängen geblieben sein, ich fahre allein und bringe für ihn ein Bäumchen mit.“

Als er nach anderthalb Stunden mit zwei Tannen zurückkehrte, fuhr er an dem Restaurant vorbei, in dem Neubert zu steten pflegte. Auf seine Frage erfuhr er, daß dieser den ganzen Abend nicht dagewesen sei. Als er ihn auch in seiner Wohnung nicht antraf, fuhr wie ein Blitz der Gedanke durch seinen Sinn: „Görg ist noch im Eishaus!“ Wie unter einem heftigen Schlag zuckte die kräftige Gestalt Frihens unter diesem Gedanken zusammen. Seine Stimme klang unsicher und gepreßt, als er sich fragend zur Frau wandte:

„Neuberten, wißt Ihr denn nicht, wo Görg ist?“

„Was geht's mich an,“ gab sie mürrisch zurück. „Wo wird er sonst sein als in der Kneipe.“ Aber ihre rotgeweiteten Augen verrieten, daß ihr sein Ausbleiben doch nicht ganz gleichgültig war.

„Neuberten, wir müssen ihn suchen, in seiner Stammkneipe war er nicht, im „Anker“ nicht, hier nicht, — bei der Köhnung war er nicht, wie ich von ihm fortging, war er noch im Eishaus.“

Mit gellem Schrei sprang die Frau empor. Ihre Sinne drohten zu schwinden. „Görg, mein Görg!“ rief sie mit bebenden Lippen und starr blickenden Augen. Plötzlich stürzte sie auf Ebert zu: „Schafft mir meinen Mann,“ schrie sie, „um Gottes willen, kommt schnell, schnell, ehe es zu spät ist, nach dem Eishaus, schnell!“ Und wie von Furien gepeitscht, stürzte sie an ihm vorüber, zur Thür hinaus auf die Straße. Frih mußte alle Kräfte aufbieten, sie einzuholen.

„Wir müssen uns doch erst die Schlüssel verschaffen,“ leuchte er.

Nun liefen beide, so schnell ihre Füße vorwärts konnten, zur Brauerei hin. Von des Hofwärters Thür wurden sie zum Direktor gewiesen, der die Schlüssel verwahrte. Bei Direktors war gerade Weihnachtsbescherung. Die Hausfrau saß am Flügel und begleitete das Weihnachtslied der Kinder. Mit schriller Dissonanz brach das liebliche „Stille Nacht, heilige Nacht“ ab, als die Thür aufgerissen wurde, eine Frau hereinstürzte und sich vor dem Direktor, der hinter dem Sessel seiner Frau stand, auf die Kniee warf.

„Mein guter, lieber Herr Direktor, geben Sie mir die Schlüssel, um Gottes willen, die Schlüssel, schnell — schnell! Ach, mein Mann, mein armer Mann!“ wimmerte sie händeringend. Die Kinder flüchteten sich ängstlich in die entfernteste Ede des Zimmers, während ihre Mutter vor Schrecken wie festgebann auf ihrem Plage blieb. Sie glaubte nicht anders, als eine Wahnsinnige vor sich zu sehen. Denselben Gedanken hatte auch der Direktor. Erst als Frih Ebert kam, klärte sich die Situation auf.

Auf Befehl des Direktors wurde sofort ein Wagen angespannt, mit Decken, Stroh und Betten versehen und zwei Knechte mitgeschickt. Er selbst ließ seinen Schlitten anspannen und fuhr zum Arzt. Frau Neubert, die mit auf dem Wagen saß, wollte vor Angst und Ungeduld vergehen. Die beiden Männer hatten ihre liebe Not, sie festzuhalten. Sie wollte durchaus im Fahren abspringen. Die Fahrt ging ihr viel zu langsam. Dabei wimmerte sie in einemfort.

Aber als dann die Thorflügel des Eishauses knarnten, zögerte sie, vorzutreten. Sie konnte sich kaum aufrecht halten. Beide Hände gegen das zum Zerspringen klopfende Herz pressend, murmelte sie: „Mein Gott, mein Gott!“ Dann trat sie einen Schritt vorwärts und sah im fahlen Laternelicht ihren Mann starr, regungslos auf der Erde liegen. Barfuß, nur mit Hemd und Hose bekleidet, lag er da. Die Augen waren weit aufgerissen, als blickten sie voll Entsetzen nach etwas Furchtbarem, Grausigen. Und bei diesem Anblick kam eine fast unheimliche Ruhe über die Frau. Sie weinte nicht und klagte nicht mehr. Stumm kniete



G.
H. d. o. l. f
G. l. o. s. s.

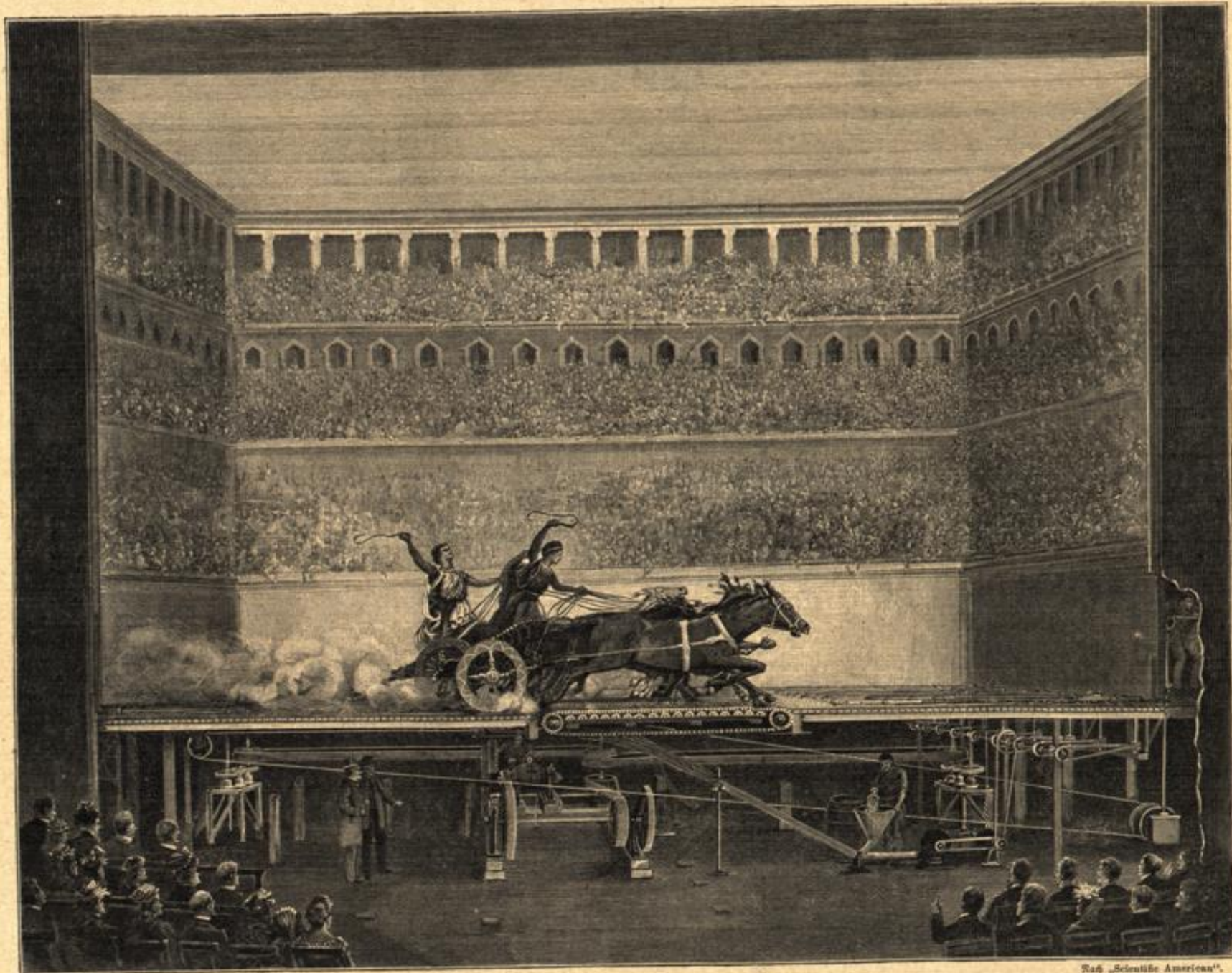
Weihnachtsbesuch im Alten Schlosse zu Stuttgart vor 500 Jahren.
Nach einem Aquarell von G. Ad. Gloss.



Uebersetzungsmechanismus für die drei Panoramen.



Bühneneinrichtung für die Schiffbruch-Szene.



Bühne und Untermaschinerie der Wettkampf-Szene im Zirkus.

Nach „Scientific American“.

Zum Artikel: „Ben Hur“ und die amerikanische Bühnenkunst.

sie neben ihren Görg nieder und bettete sein Haupt in ihren Arm. Ebenso stumm trat sie zur Seite, als der Arzt kam und den Unglücklichen untersuchte. Gespannt verfolgte sie jede seiner Bewegungen. Und als er zum Direktor gewendet erklärte: „Noch ist's nicht zu spät, der Puls geht noch, wenn auch nur ganz langsam und stockend.“ — da ging ein glückseliges Leuchten über ihr verängstetes Gesicht. Ihre Seele stammelte ein heißes Dankgebet, eines jener Gebete ohne Worte, bei denen der Geist, befreit von seiner menschlichen Hülle, auf Sekunden dem Urgeist zuschwebt.

Schwere Wochen folgten diesem schweren Tag. In wilden Fieberphantasien qualte sich Görg bald mit der Falltür, die er auf sich fallen sah, bald mit den Eisstücken, die ihn mit hinabziehen wollten. Dann wieder sah er sich im Eishaus eingesperrt, und die Wände rückten immer näher und näher zusammen und drohten ihn zu zerquetschen. Und zwischendurch fragte er wiederholt: „Na, Alte, was sagste zu den feinen Tuch und der Summischürze? Is se nich so täuschend nachgemacht, daß mer denkt, 's is Blandruckleinwand?“

Unermüdet pflegte ihn Frau Marthe mit Aufbietung aller ihrer Kräfte. Als sie nach Wochen den Genesenden zum erstenmal an die frische Luft führte, sah sie selbst so elend und abgemagert aus, daß vorübergehende Bekannte ihr kopfschüttelnd nachsahen. Es war an einem Februartag, als dies geschah. Görg hatte seine Pelzjacke angezogen. Wie er sie daheim an den Nagel hängen wollte, hörte er einen harten Gegenstand gegen die Wand schlagen. Er suchte in den Taschen nach und fand die Flasche noch von jenem unglückseligen Weihnachtsabend darin.

„Guck, Alte, hier die Flasche war schuld an den ganzen Malheur.“ Sprach er zu seiner Frau und zerschlug das Glas am Ofenrand. „Aber ich sage dir, tee Tropfen soll wider über meine Rippen kommen. Du dreh dich mal nun unn guck zum Fenster 'naus.“

Sie that, wie er ihr geheißen hatte. Er stellte einen Stuhl vor den Kleiderschrank, kletterte hinauf und holte zwei verstaubte Pakete herunter. Das Wolltuch und die Schürze waren darin enthalten. Er breitete beides auf dem Tisch aus und kommandierte dann: „Umdrehen!“

Mehr noch wie die Beschenke über die Gaben, freute sich Görg über das Ertaunen seiner Frau, als sie nach ihrer Gewohnheit die Qualität der Schürze prüfen wollte, indem sie einen Zipfel zwischen Daumen und Zeigefinger rieb, und statt der Leinwand Summi vor sich hatte.

„Siehste, denkst mer nich, 's is Blandruckleinwand?“ rief er lachend. „Ja, Alte, das is d'r was Feines! Brauchste nur mit'n Schwamm abzuwaschen, unn 's is der wie neu. Ich wolt' d'r'sch 'n heiligen Abend beschenken, na, nu freiste dich doch ooch noch?“

Frau Marthe war ganz still und fuhr sich verstoßen mit dem Handrücken ein paarmal über die Augen. Am heiligen Abend hatte er sie beschenken wollen! Und sie, sie hatte ihm gegrollt und war böse auf ihn gewesen!

Hätte sie ihm damals nicht so lange die paar herben Worte nachgetragen, dann hätte sie ihn eher vermist und gesucht, und er wäre nicht krank geworden! Das war der Vorwurf, mit dem sie sich gequält hatte all die langen Nächte an Görgs Krankenbett. Und er war doch im Grunde ein so guter, prächtiger Mensch! Liebkosend strich sie über das Tuch und die Schürze. Dann drückte sie ihrem Görg die Hand. Neben konnte sie nicht. Sie hätte ihm am liebsten einen Kuß gegeben, aber da schämte sie sich. Gelüßt hatten sie sich nur, als sie „miteinander gingen“. Als verheiratete Leute nie, das schickte sich nach ihren Anstandsbegriffen nicht für sie. Das thaten nur die Reichen. Görg verstand, was sie sagen wollte, und sprach nur: „'s is schon gut, Alte!“

Als er zum erstenmal wieder an seinem Stammtisch saß, war er der Held des Abends. Seine Leidensgeschichte mußte er mit allen Einzelheiten zum Besten geben. Und noch oft mußte er sie erzählen. Ohne daß er auffschneiden wollte, schmückte er sein Erlebnis mit allerhand Zuthaten aus, und jedesmal fügte er etwas Neues hinzu. Schließlich entstand ein Abenteuer, wie es schrecklicher die gläubendste Phantasie eines Kolportage-Romanciers nicht ersinnen kann. Nur im Schluß blieb sich Görg Keubert treu. „Ann ich sag', 's is alles zu was gut,“ pflegte er mit erhobener Stimme hinzuzufügen und schlug bekräftigend mit der Faust auf den Tisch, „seit dem Malheur hab' ich mir den Schnaps unn meine Alte sich 's Muckchen abgewöhnt!“

Sinnsprüche.

Zwischen Können und Thun liegt ein Meer, und auf dem Grunde desselben die geschäfterte Willenskraft.

Mitleid ist Liebe im Neglizee.

Eine geschickte Frau hat Millionen geborener Feinde: — alle dummen Männer. Marie Coner von Giesendach.

„Ben Hur“ und die amerikanische Bühnenkunst.

(Bilder S. 285.)

Wenn nach einem alten Dichterverworte Bücher ihre besonderen Schicksale haben, so hat in dieser Hinsicht die zur Zeit Christi spielende Erzählung „Ben Hur“ von General Lewis Wallace ein ungewöhnlich günstiges Los getroffen. Einem großen Teile unserer Leser dürfte das treffliche Werk aus der in vielen Auflagen und Tausenden von Exemplaren verbreiteten vorzüglichen, im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienenen Verdeutschung von V. Hammer bekannt sein. In der amerikanischen Heimat des Verfassers hat „Ben Hur“ einen Erfolg gehabt wie seit der berühmten Erzählung „Onkel Toms Hütte“ von Harriet Beecher-Stowe kein andres Erzeugnis der einheimischen Druckerpresse. Außer in das Deutsche ist das Buch in das Französische, Italienische, Schwedische, Türkische übertragen und sogar in einer besondern Ausgabe für Blinde, mit erhöhtem Druck, hergestellt worden.

Unter diesen Umständen muß es fast wundernehmen, daß erst zwanzig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Buchs der Versuch gemacht worden ist, es in einer dramatischen Bearbeitung auf die Bühne zu bringen. Doch ist dies nunmehr geschehen, und zwar in einer Weise, die der Dichtung — denn von einer solchen kann man in dem vorliegenden Falle wohl reden — zu einem ganz



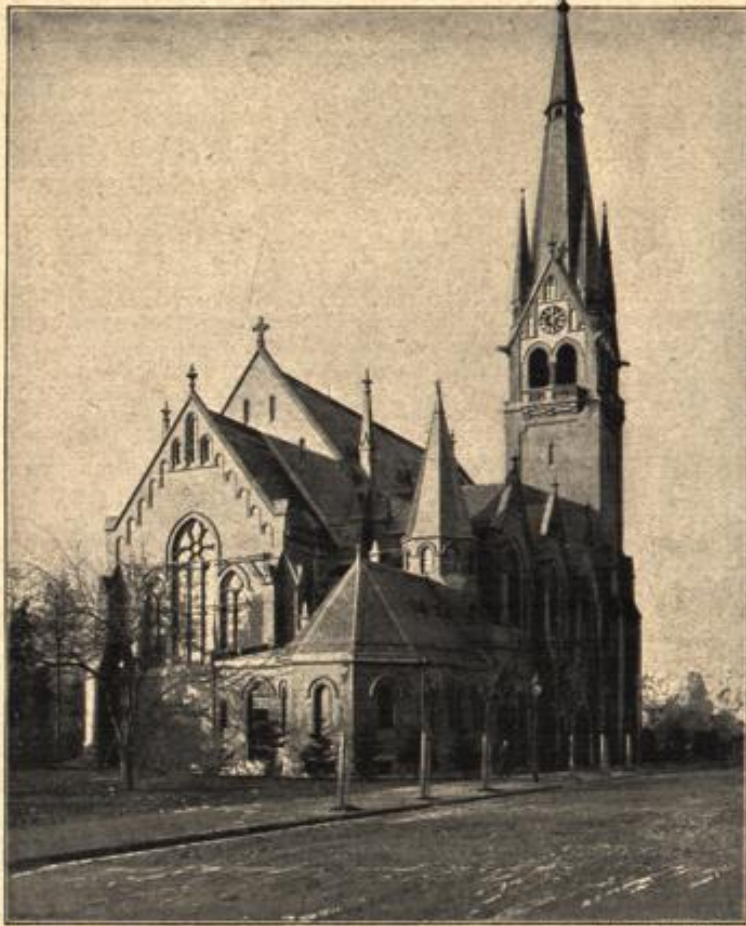
Der Wagen des Messala.

neuen, vorher kaum geahnten Reize verholten hat. Das Broadwaytheater in New York giebt seit einiger Zeit Abend für Abend ein nach der Erzählung von General Wallace bearbeitetes Drama „Ben Hur“ und entfaltet dabei eine Kunst der scenischen Ausstattung, die wohl alles in Schattens stellt, was bisher auf diesem in Amerika mit besonderer Vorliebe und mit besonderem Geschick gepflegten Gebiete geleistet worden ist. Die Zuschauer sehen hier Bilder von einer derartigen Lebensbreite an sich vorüberziehen, daß sie das Geschaute tatsächlich mit zu erleben glauben. Es kommen dabei namentlich zwei Auftritte in Betracht, die Szenen des Seegefechts und die des Zirkusrennens, die so kunstvoll angeordnet sind, daß es sich wohl verlohnt, etwas näher auf die Mittel einzugehen, durch welche bei ihnen der volle Schein der Lebenswahrheit hervorgebracht wird.

Wie man sich erinnern wird, wird der Held der Erzählung, ein jüdischer Prinz, von seinem einstigen Freunde, dem Römer Messala, verraten und durch die feile römische Justiz zur Galerenstrafe verurteilt, während seine Verwandten ins Gefängnis wandern müssen und das Besitztum der Familie dem Staate verfällt. Im zweiten Akte des Schauspielers sehen wir nun den Innenraum einer richtigen römischen Trirème vor uns, das heißt eines Kriegsschiffs mit drei übereinander sich erhebenden Reihen von Ruderbänken. In der Mitte sitzt auf einer Erhöhung unter einem Baldachin der Tribun Arrius; die Ruderbänke, die rudenden, an ihre Sitze angeknüpfeten Sklaven, ihr Aufseher, der durch das Anschlagen einer Holztafel den Takt für die Ruderschläge angiebt, das alles lebt und leidet vor den Augen der Zuschauer, als ob das römische Altertum wieder zu handgreiflichem Dasein erwacht sei. Der Tribun hat für den Sklaven Ben Hur eine besondere Vorliebe gefaßt und Befehl gegeben, daß er nicht wie die übrigen angeknüpfet werde, damit er sich im Fall eines feindlichen Ueberfalls

retten könne. Zu einem derartigen Ueberfall kommt es wirklich. Piratenschiffe tauchen auf und nähern sich der römischen Trirème; eines von ihnen rennt die letztere an, und in allen Fugen krachend, im Nu nur noch eine wirre Masse nach allen Richtungen zerfliegender Splitter und Trümmer, sinkt das römische Schiff in die Tiefe. Der Schauplatz verfinstert sich, rasch werden Hintergrund und Seitendekorationen gewechselt, der Bühnenboden wird mit einem großen Leinwandteppich bedeckt, und wir erblicken, wenn nach wenigen Sekunden das Licht wiederkehrt, die bewegte Meeresfläche vor uns, auf der ein Floß mit Arrius und Ben Hur, den beiden einzigen, die sich gerettet haben, umhertreibt. Die Meeresfläche wird von dem Leinwandteppich dargestellt, und ihre Bewegung rührt von den Schauspielern her, welche in der vorhergehenden Scene als Rudersklaven thätig gewesen sind; sie sind bei dem Versenken des Schiffskörpers auf dem Bühnenboden geblieben und kriechen unter dem vom Hintergrunde bis zur Rampe emporgerollten Leinwandteppich hin und her, während diesen rechts und links hinter den Seitendekorationen aufgestellte Theaterarbeiter in eine gleichmäßig schwingende Bewegung versetzen, wodurch in täuschender Weise der Eindruck einer hochgehenden Wellenbewegung erzeugt wird. Das Floß wird durch ein sogenanntes Praktikabel, das heißt ein Bühnengerüst veranschaulicht, und zwar durch dasselbe, das früher zur Darstellung des von dem Baldachin überragten Sitzes des Tribunen gedient hat. Es hat eine doppelte Schwebvorrichtung, durch die es von den beiden Schauspielern, die sich auf ihm befinden, beliebig nach rechts und links und von vorne nach rückwärts und umgekehrt in Bewegung gesetzt werden kann. Eine im Hintergrunde aufgehende elektrische Sonne vervollständigt die wie eine Erscheinung des wirklichen Lebens anmutende Täuschung, die mit verhältnismäßig einfachen Mitteln hervorgebracht wird.

Noch interessanter ist die Wiedergabe der Circusscenen. Nach mancherlei Schicksalen ist Ben Hur nach Alexandria gelangt und dort wieder mit seinem Feinde Messala zusammengetroffen. Er beschließt, ihn zu vernichten, indem er ihn bei den stattfindenden öffentlichen Spielen beim Wagenrennen im Circus anrennen, und überfahren will. Es kommt zu dieser That, und sie wird auf der Bühne mit einer geradezu verblüffenden Naturtreue wiedergegeben: der Zuschauer sieht die Wagen der beiden Wettfahrer an sich vorbeischaufen, und zwar die ganze wie endlos erscheinende Circusbahn entlang; Staubwolken wirbeln hinter ihnen auf; erst fährt Messala, dann rückt Ben Hur ihm näher und näher; es erfolgt ein Zusammenstoß; der Römer stürzt und über ihn und seinen zerschellten Wagen rast mit Windeseile der Sieger dahin. Wirkliche Menschen und wirkliche Pferde, und nicht etwa mechanische Vorrichtungen, die den Schein solcher erwecken sollen, führen die Scene aus, die mit Recht als ein Triumph der modernen Bühnendekulationskunst bezeichnet wird. Der Vorgang ist dabei folgender: Das Kunststück besteht darin, daß nicht die Wagen mit ihren gespannten in Bewegung versetzt werden, sondern ihre Umgebung, das heißt die Bühnendekoration; es wird dadurch dieselbe Täuschung erzielt, wie sie jeder erleben kann, der in einem stillstehenden Eisenbahnzug sitzt, während an diesem ein anderer Eisenbahnzug vorbeifährt; man glaubt sich vorwärts zu bewegen, weil man lediglich den Unterschied zwischen Stillstand und Fortbewegung gewahrt und letztere unwillkürlich auf sich selbst bezieht. Die Bühnendekoration besteht aus drei Teilen, dem größeren Hintergrunde und zwei kleineren Seitenstücken. Jeder dieser Teile ist ein sogenanntes endloses Panorama, das heißt ein über zwei aufrecht stehende Wellen gespanntes, in sich geschlossenes Stück Leinwand, das durch den Antrieb einer der Wellen in fortlaufende Rotationsbewegung versetzt wird. Die Leinwandstücke sind mit einer Innenansicht des großen Circus von Alexandria bemalt. Werden sie gleichmäßig nach einer und derselben Richtung hin in Bewegung gesetzt, so ziehen sie wie ein vollkommen einheitliches Bild an dem Auge des Zuschauers vorüber. Diese Einheitlichkeit der Bewegung wird durch einen Uebersetzungsmechanismus mit elektrischem Antrieb bewirkt, dessen genauere Einrichtung aus einer unserer Abbildungen zu ersehen ist. Trotzdem die Gesamtlänge des Panoramas bei 25 Fuß Höhe 96 Fuß beträgt, werden seine drei einzelnen Teile mit einer Geschwindigkeit von 2000 Fuß in der Minute in Bewegung gesetzt. Nehmen nun die Wagen mit ihrer Bespannung die Mitte der Bühne ein, und werden die drei Panoramas von rechts nach links angetrieben, so empfängt der Zuschauer den Eindruck, als bewegten Wagen und Pferde sich in eisender Hast von links nach rechts durch das Circusgebäude. Um die Täuschung vollständig zu machen, laufen über dem Bühnenboden in demselben Tempo und der gleichen Richtung wie die Panoramas endlose Leinwandstreifen, die in verschiedenen dunkeln Farbentönen gehalten sind, um möglichst naturgetreu die Beschaffenheit des Arenabodens zu veranschaulichen. Wenn die Illusion des Zuschauers nicht gestört werden soll, dürfen natürlich die Pferde nicht stillstehen, sondern müssen die Bewegungen ausführen, wie wir sie bei ihnen im Tempo hochbeschleunigten Laufs zu sehen gewohnt sind. Auch hierfür ist Vorkehrung getroffen, und zwar in besonders sinnreicher Weise. Sobald die beiden Viergespanne die für sie erforderliche Stellung eingenommen haben, wird durch eine Vorrichtung, wie sie ähnlich zum Aufziehen der Versenkungsöffnungen auf jeder Bühne im Gebrauch sind, der Bühnenboden unter ihnen entfernt, und es erscheint unter jedem Pferde eine Art Tretmühle, das heißt eine Rollenvorrichtung, die wie eine richtige Tretmühle durch den Aufschlag der Pferdehufe in Bewegung gesetzt wird. Merkwürdig ist, wie willig die Tiere sich zu diesem Bühnenkunststückchen hergeben; man merkt ihnen an, daß die ihnen angebotene Thätigkeit ihnen Vergnügen bereitet, und es scheint, als könnten sie, sobald sie aus dem bei der



Die Lutherkirche in Cannstatt.

Bühne gelegenen Stelle herangeführt werden, kaum den Augenblick erwarten, um mit der Ausführung ihrer Rolle zu beginnen.

Bei den Wagen, von denen jeder mit einer Deichsel versehen ist, ist die Einrichtung getroffen, daß ihre Räder den Boden nicht berühren; jeder Wagenkasten ruht vielmehr auf einem besonderen eisernen Traggestell und ist im Innern an der dem Zuschauer zugewendeten Seite mit einem kleinen Elektromotor versehen, den der im Wagen stehende Schauspieler durch Federdruck in Antrieb versetzt, und der dann seinerseits die Räder treibt. Der Wagen Ben Hurs ist, von dieser Einrichtung abgesehen, ganz wie ein regelrechter antiker Rennwagen gehalten, der des Messala hat indes einen besondern Mechanismus erhalten, da es den Eindruck machen muß, als ob er, sobald er von dem Wagen Ben Hurs angerannt ist, stürze und in Trümmer gehe. Zu diesem Zwecke wird zunächst in dem kritischen Momente sein dem Zuschauer zugekehrtes Rad durch Auslösung eines starken Federdrucks fortgeschleudert, worauf der Wagen infolge einer durch Zug bewirkten Zusammenlegung seines Untergestells umkippt, jedoch so, daß er auf eine federnde Unterlage gerät. Hierbei müssen die Zuschauer natürlich den Eindruck gewinnen, daß Ben Hur mit seinem Wagen über den beiseite geschleuderten Nebenbuhler fortstürzt. Zu diesem Zwecke ist der ganze Teil des Bühnenbodens, den der Wagen Ben Hurs samt seiner Bespannung einnimmt, verschiebbar gemacht, das heißt er kann nach der rechten Seitenwand der Bühne gezogen werden. Am rechten Rande unserer Zeichnung ist der Bühnenarbeiter zu gewahren, der die hierzu erforderliche mechanische Vorrichtung in Betrieb setzt. Schließlich noch die Bemerkung, daß auch das Aufwirbeln des Circusandes hinter den Wagen durch einen sehr zweckentsprechenden Mechanismus in voller Naturtreue veranschaulicht wird. Wie aus der angegebenen Zeichnung zu ersehen ist, befindet sich unter dem Bühnenboden ein wie alle andern Vorrichtungen auf elektrischem Wege in Thätigkeit zu versetzendes Gebläse, das ein feines aus Pflanzenstoffen hergestelltes Staubpulver (damit niemand durch wirklichen Staub belästigt wird) durch eine Oeffnung des Bühnenbodens in die Höhe schleudert.

Dr. Hf.

Die Lutherkirche in Cannstatt.

Am 25. November fand die feierliche Einweihung dieses in frühgotischem Stil erbauten neuen, schmucken Gotteshauses statt. Nach Uebergabe des Schlüssels durch die bauleitenden Architekten Böllen und Feil an den Oberbürgermeister Raft, der ihn dem König übergab, händigte dieser ihn dem Prälaten v. Braun aus mit den Worten: „Möge die Lutherkirche ihren Namen würdig führen, und möge in ihr das lautere Evangelium unverfälscht verkündigt werden, zur Ehre Gottes und zum Segen der Gemeinde.“ Nach Weiherede, Gebet und Festpredigt wurde die Taufe eines Knaben und eines Mädchens vollzogen, bei der die Majestäten Patenstelle vertraten; ein in seiner schlichten Einfachheit ergreifender Akt, voll tief rührenden Inhalts. Der weihewollen Schlussrede folgte sodann der Gesang des Stadtkirchenchors: „Frisk auf in Gottes Namen, du weite, deutsche Nation“, an welchen der Gemeindegesang „Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi“ sich reihte als Schluß einer schönen kirchlichen Feier.

Ein Weihnachtsbesuch im Schlosse zu Stuttgart.

(Zu unserm Farbenhild S. 284.)

Das heutige „alte Schloß“ zu Stuttgart, das unser Bild mit der farbigen Staffage des ausgehenden Mittelalters mit einem Weihnachtsbesuch vor seinen Thoren dem Beschauer vorführt, ist im wesentlichen eine Schöpfung des Herzogs Christoph (1550–1568). Er war gleich andern fürstlichen Zeitgenossen ein baulustiger Herr; die alte Grafenburg seines Geschlechts erschien ihm nicht mehr würdig genug. Den schönsten Teil des alten Baues, die südöstliche Seite, behielt er bei und ließ daran drei weitere Flügel bauen, in der Hauptrichtung gegen Süd, West und Nord mit einem geräumigen Hof dazwischen. Ueber dem 136 Fuß langen, 51 Fuß breiten Dürnitz (Speiseaal) lag die Ritterstube, wo die höheren Beamten und Diener speisten, aber auch die Räte und ständischen Deputationen Vortrag hielten — bei dem fleißigen Herzog Christoph oft schon um fünf Uhr morgens. Ueber der Ritterstube und den dazu gehörigen Gemächern des Herzogs befand sich das „Frauzimmer“, die Gemächer für den weiblichen Hofstaat. Im nördlichen Flügel befand sich die Kirche und ein großer Tanzsaal, im südlichen die Hofkapelle. Es war ein Fürstentum, der den Anforderungen der Zeit an Schönheit und Bequemlichkeit vollauf entsprach. Noch imposanter ist das Schloß durch die zwei gewaltigen Rundtürme geworden, die Christophs Nachfolger zur Stütze der rissig gewordenen Mauern an den Ecken gegenüber der Stiftskirche und dem Lustgarten aufrichten ließ. Unser Bild zeigt den ersteren, wie sich überhaupt die hier gegebene Ansicht fast unverändert in die Gegenwart herein erhalten hat.

Winternacht im Walde.

(Bild S. 292.)

Waldeinsamkeit! Stillere, weltentrücktere als jemals in sommerlichen Tagen, an denen das Rauschen des Laubes, die vielstimmigen Lieder beschwingter Sängler, da und dort wohl auch das durchdringende Geräusch der Holzart und der splitternden Stämme das Schweigen brechen, das jetzt undurchdringlich über dem tief eingewechneten Forst ausgebreitet liegt. Göttlicher Frieden — weihewolle Feiertimmung im leuchtend weißen, glühenden Gewande des Winters, der den Boden und die breiteren Äste mit dichtem Schnee bedeckt, das leichtere Zweigwerk aber mit

blendend schimmernden Eiskristallen wunderbar schön geschmückt hat — reicher, entzückender, als jemals Menschenhand einen Weihnachtsbaum im Zimmer zu schmücken vermag. Nun aber regt sich doch etwas in dieser Kirchenstille. Ein Sprung Rehe ist es, die aus dem Hochholze hervorzuziehen, um an den Weichhölzern des Dachstuhls ihre dürftige Nahrung zu gewinnen. Die vorausretende alte Geiß sichert, sei es aus alter Übung, sei es, daß ihr die ungewöhnlichen Glockentöne auffallen, die sich eben jetzt aus dem nahen Dorfe vernehmen lassen. Denn dies Geräusch erklingt heute voller und lauter und zu anderer Stunde als das alltägliche Besperglöcklein. Ja, Christabend verkündet der Glockenklang. Ganz unbeforgt mögen die lieben Tiere heut ihrer Keilung nachgehen; selbst des grausamsten Wilderers Brust fällen heute weichere Regungen, und er, der sich abends bei Weib und Kind des strahlenden Christbaums erfreut, wird eher beschiedenes Familienglück nicht trüben. Friede auf Erden! läuten diese Weihnachtsglocken — Friede aller Kreatur!

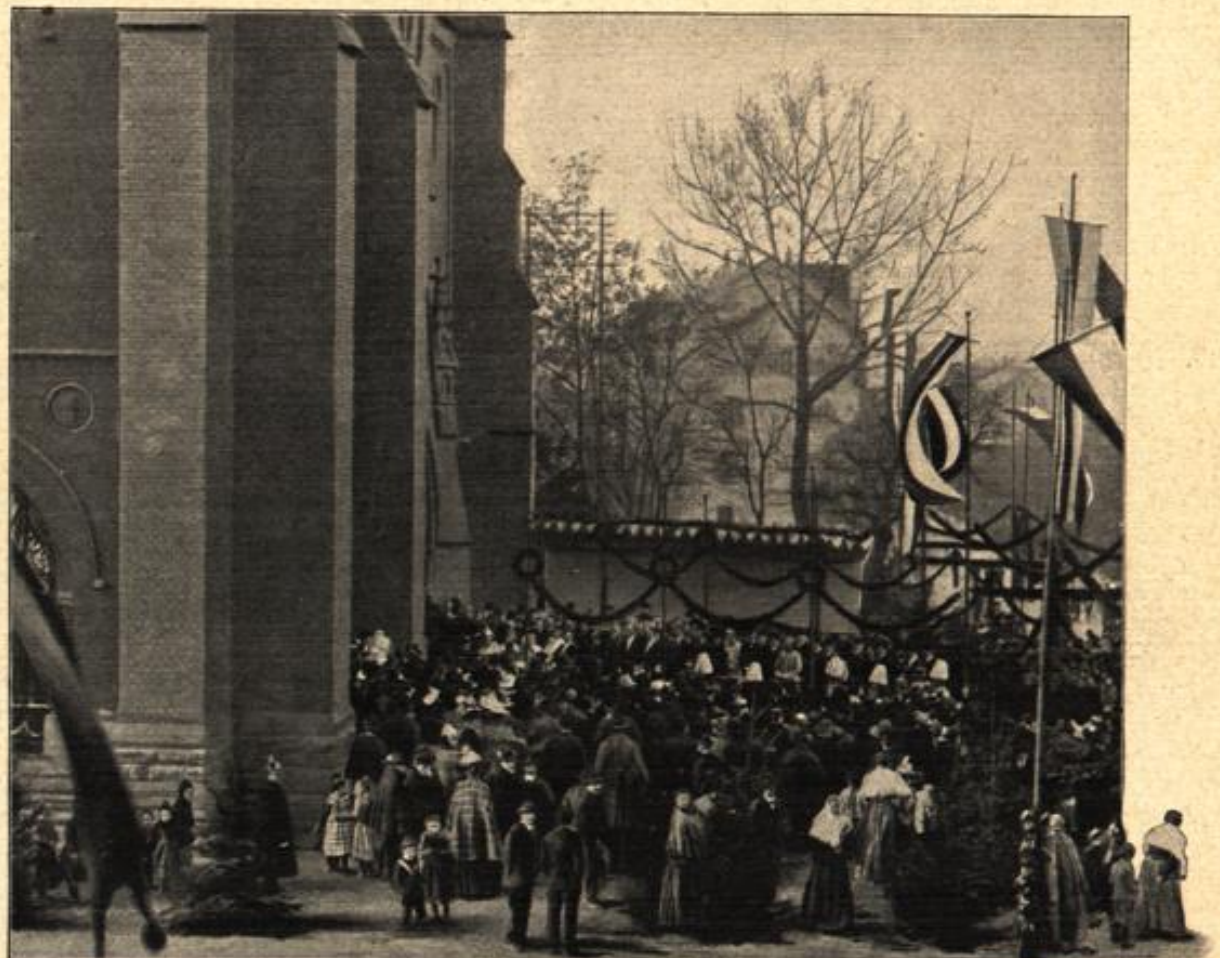
Die Spielwarenfabrikation in Nürnberg.

Mit Abbildungen nach Originalzeichnungen von W. Ritter.

Die Entwicklung der Spielwarenfabrikation, wegen deren Nürnberg sich seit Jahrhunderten eines Welt Rufes erfreut, läßt sich am besten in den Sammlungen des Germanischen Museums verfolgen. Puppenhäuser mit vollständiger Einrichtung, mit Keller, Hausflur, Stiegenhaus, Gesinberäumen und „guter“ Stube sind daselbst ausgestellt und gewähren mit der entsprechenden Möblierung ein getreues Bild des früheren häuslichen Lebens. Die gleichfalls zur Anschauung gebrachten Zinnfiguren geben die Uniformen wie die bürgerlichen Trachten des achtzehnten Jahrhunderts wieder.

Dabei befindet sich auch manches mit Mechanik versehene Stück. Fertigten doch die alten Nürnberger Schlosser neben den eigentlichen Arbeiten ihres Faches gar interessante und kunstreich ausgeführte Spielwaren an. So berichtet der Chronist Johann Neudörfer in seinen 1547 geschriebenen „Nachrichten von Nürnberger Künstlern und Werkleuten“, daß der Schlosser Hans Bälmann mit großer Kunst viele bewegliche kleine Figuren im Auftrage Kaiser Ferdinands I. anfertigte, der ihn eigens zu deren Aufstellung nach Wien habe kommen lassen. Eine weitere Mitteilung des genannten Chronisten besagt, daß gleichfalls ein Schlosser, Kaspar Werner, für die kaiserliche Kunstkammer in Wien ein 1/2 Ellen langes, prächtiges Schiff mit vollständig beweglicher Mannschaft ausgeführt habe.

Diese Fabrikation mechanischer Spielwaren setzte sich bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fort, und die künstlerische Thätigkeit des später berühmten Nürnberger Erzgießers Burgschmiet begann mit der Herstellung eines Marionettentheaters, mit dem er ganz Deutschland durchzog. Die Klempner oder Flachsenner, wie sie in Nürnberg heißen, eröffneten für die Spielwarenindustrie ein neues Feld; sie verfertigten teilweise optische Gegenstände wie Schattenspiele oder magische Laternen (Laterna magica), und magnetische Spielwaren, Schiffe und schwimmende Tiere. Durch die Anwendung der Dampfkraft und später der Elektrizität nahm die Nürnberger Spielwarenindustrie einen großartigen, nie geahnten



Einweihung der Lutherkirche in Cannstatt (Ankunft des Königs).

Phot. J. Reiber, Cannstatt.



Siehen, Ausstanzen und Ausglühen der einzelnen Spielwarenteile.

Drehen der Cylinder.

Ausschwung. Wir laden unsere Leser ein, mit uns ein derartiges Etablissement zu besuchen.

Den Maschinen- und Motorenraum des ausgebreiteten Fabrikgebäudes durchschreitend, werfen wir einen Blick in die von emsigen Händen bediente Verpackungsanstalt und gelangen in eine zur ebenen Erde gelegene Halle, in der auf trefflich konstruierten Maschinen das Schneiden des aufgerollten Bleches in verschiedene Größen, je nach dem Bedarf, erfolgt.

Die zugeschnittenen Stücke werden dann in den Raum für das Ziehen und Ausstanzen der einzelnen Spielwarenteile verbracht, das durch größere oder kleinere Stanzwerke besorgt wird. Interessant ist es, zu beobachten, wie durch einen Druck der betreffenden Maschine dem untergelegten Stück Blech oder Metall eine Gestalt gegeben wird, die bereits die Bestimmung des Gegenstandes erraten läßt, zu deren Herstellung ein Handarbeiter längere Zeit brauchen würde. Sind die Stücke ausgestanzt oder „gedrückt“, wie der technische Ausdruck lautet, so werden sie in den geheizten Ofen gebracht, um dort ausgeglüht zu werden. Hierdurch sollen die Formen gewissermaßen gekräftigt und haltbar gemacht werden. Um jedoch die rauhe Außenseite der Cylinder zu beseitigen, kommen dieselben in den Saal der Drehsler, woselbst sie abgedreht und blank gemacht werden. Der Drehsler ist aber ein vielseitig beschäftigter Mann. Er muß auch die Gewinde der Schrauben schneiden und besonders die in einem eignen Saal durch sinnreich hergestellte Maschinen geschaffenen Facetteile für die einzelnen Fabrikate auf der surrenden Drehbank kunstgerecht bearbeiten.

Sind die Vorarbeiten beendet, so werden die einzelnen Teile in den Montiersaal übergeführt, um dort von erprobten Arbeitern zusammengestellt zu werden. Mit großer Gewissenhaftigkeit wird vorher jedes einzelne Teilchen hinsichtlich seiner soliden Ausführung und Haltbarkeit geprüft. Der eine Arbeiter ist mit der Montierung einer Lokomotive beschäftigt, die er nach deren Vollendung mit sichtbar zufriedener Miene auf die daneben befindliche Tafel stellt; der andre Arbeiter ist von der Zusammenstellung der Eisenbahnwagen, ein dritter vom Aufbau eines Dampfschiffes in Anspruch genommen, und viele andre schaffen an der Montierung sonstiger Gegenstände, wie Schattenspiele, magische Laternen, kleinere, als Lehrgegenstände dienende Maschinen, Phonographen und so weiter. Eine jede dieser Maschinen, besonders die Lokomotiven und Schiffe, die sämtlich mit Dampfkraft sich bewegen, werden, ehe sie zur Abgabe kommen, auf einem Schienengeleise geprüft. Es ist in der That eine Freude, eine solche Miniaturlokomotive herumsaufen zu sehen.

Hat das Fabrikat auch diese Probe bestanden, so wandert es in den Lackierraum, woselbst kunstgeübte Frauenhände die Farben und betreffenden Bezeichnungen auf die Gegenstände auftragen. Weil aber die Farben etwas langsam trocknen und der Kaufmann die bestellten Waren oft recht schnell geliefert haben will, so werden

die lackierten Gegenstände in geheizte Oefen gestellt, die die Farbe bald zum Trocknen bringen.

Noch gar mancher Raum wäre in einem derartigen Etablissement zu besuchen, wie die Glasschleifereien für die optischen Spielwaren, die Drahtzieherei, die Glasmalerei und so weiter. Wir müssen uns jedoch begnügen, zum Schluß unserer Wanderung jenen Saal in Augenschein zu nehmen, in welchem die sämtlichen Gattungen der in dieser Fabrik zur Ausführung kommenden Gegenstände fertig aufgestellt sind. Allerdings hält es schwer, denjenigen Ort zu bestimmen, an dem die Besichtigung beginnen soll, denn die Zahl der Gegenstände, die sich auf langen Tafeln ausbreitet, ist übergroß. Da sehen wir die verschiedensten Arten von magischen Laternen und Nebelbilderapparaten mit den nötigen Glasbildern. Dann folgen allerlei kleine Dampfmaschinen, von der gewöhnlichsten Sorte bis zum feinsten Modell für Schulen. Ihnen schließen sich Balanciermaschinen und Lokomotiven jeder Art, selbst solche für Drahtseilbahnen mit den betreffenden Personen- und Gepäckwagen an. Nicht zu vergessen die Springbrunnen und sonstigen Wasserwerke.

Die Schiffe bilden eine eigne Abteilung. Kriegsdampfer, Salondampfer, Dampfmaschinen, Yachten sind vorhanden, selbst der Leuchtturm mit dem entsprechenden Wasserbedeckel fehlt nicht. Aber auch die Elektrizität hat in den ausgestellten Gegenständen ihre Vertretung. Wir können Motoren verschiedener Art in vollem Betrieb beobachten und erfreuen uns an prächtig ausgestatteten Experimentierkästen für Reibungselektrizität. Ferner sind Morse-Telegraphen, Induktionsapparate, Glühlampen und Zäufelelemente in großer Anzahl ausgestellt, wie auch



Montieren der Spielwaren.

der Phonograph in vollendeter Form zur Anschauung kommt.

Wir bemerken ausdrücklich, daß sämtlichen Gegenständen trotz ihrer korrekten, jede wissenschaftliche Probe bestehenden Ausführung der Charakter des Spielzeuges nicht fehlt. Aber es liegt doch ein tieferer Sinn im kindlichen Spiele, nach dem alten Grundsatz: „Discimus, dum ludere videmur.“
Marfus Schühler.

„Canten.“

Novelle

von

E. Schroeder.

Erstes Kapitel.

Endlich war der große Tag, ja sogar der große Moment gekommen. Der Wagen fuhr vor — natürlich der geschlossene Wagen, Fräulein Zulchens wegen, die bei dem bloßen Vorschlag, ohne den Schutz eines Lederdachs durch den sonnigen Septembertag zu sollen, schon ein schmerzhaftes Reizen in allen Gesichtsnerven verspürt hatte. Jan, Hinnerk Kruses, des Hofmeiers Sohn, der sich in Livree geworfen und weiße Baumwollhandschuhe über seine schwierigen Fäuste gezogen hatte, hob die Peitsche, knallte dreimal vernehmlich damit und sah dann hochsteif, aus wasserblauen Augen, unter flachsfarbenen Brauen hervor in das Nichts hineinstierend.

Das Signal aber war im Hause vernommen worden. Sophie, das ewig mit dem Lachen kämpfende Stubenmädchen, schoß sofort aus dem Souterrain in das erste Stockwerk hinauf und meldete, in das Wohnzimmer plahend:

„Fräulein, der Wagen ist da!“

„Hört ihr's? Der Wagen, der Wagen!“ rief angstvoll erregten Tones in das anstoßende Schlafgemach hinein Fräulein Malchen, die bereits reisefertig stand.

Ein so offenbar aus tiefster Seele kommendes „Ah!“ der Erleichterung begrüßte diese Mitteilung, daß Sophie, die drei Klaidbündel ihrer Damen zusammenfassend, sich eiligst aus dem Staube machte, um sich auf der Treppe auszulachen.

Was die Zurückbleibenden betrifft, so setzte sich Fräulein Annchen jezt in fieberhafter Hast ihren Hut auf. Fräulein Zulchen aber bedeckte ihr Haupt mit einer wattierten Sammetkapuze, die sie sich vorn bis auf die Augenbrauen herabzog. Als sie sich dann jedoch anschickte, die sichtbar gebliebene untere Gesichtshälfte hinter einem Schleier, der eigentlich ein dichtgewirktes schwarzes Spinentuch war, vollständig verschwinden zu lassen, ward Malchen auf ihr Thun aufmerksam und schrie entsetzt auf:

„Zulchen, was fällt dir ein?“

„Worauf Annchen, nun gleichfalls Unrat merkend: „Bist du denn ganz und gar verrückt geworden?“

Und Malchen: „Unmöglich können wir doch mit dir durch die Stadt in diesem Aufzug!“

„Ja, dann müßt ihr eben allein reisen,“ erklärte Zulchen, „allen Zugenden der Bahnhöfe und Eisenbahnwagen kann ich meine empfindlichen Kopfnerden nicht aussetzen.“

Dabei blieb sie allen



Spielwarenfabrikation in Nürnberg: Herstellung der Facendrehtheile.

zornigen Vorstellungen zum Trost, denn Julchen, die in jedem andern Stück die Nachgiebigkeit selber war, ward zum Felsen von Adamant, wo es Angriffe auf ihre liebe Gesundheit abzuwehren galt.

Malchen und Annchen mußten sich also in das Unvermeidliche ergeben, nur die eine Bedingung ward von beiden fast gleichzeitig peremptorisch gestellt: „Du sehest dich in den Fond und möglichst weit zurück, damit dich wenigstens von den näheren Bekannten niemand zu Gesichte bekommt.“

Dann ging es in wilder Hast treppunter. Malchen, der die Angst vor dem Zuspätkommen am grausamsten zusehte, führte den Zug, während Lisbeth, die Regen- und Sonnenschirme ihrer Tanten tragend, den Nachtrab bildete.

Vor dem Wagen angelangt, nahm sich Malchen nur eben die Zeit, mit spitzen Lippen nach der Wange der jungen Nichte hinzuspicken. „Na, sieh hübsch nach dem Rechten,“ sagte sie schon im Einsteigen.

Annchen ließ es bei einem raschen Händedruck bewenden. „Du wirst dich streng an die Vorschriften halten!“ befahl sie mit einem ihrer messerscharfen Blicke.

„Ja, Tante Annchen,“ versprach Lisbeth ängstlich. Julchens Kuß traf noch durch die dichten Schleierhüllen warm auf die Lippen der Zurückbleibenden. „Sehwohl, mein Herz!“ flüsterte sie, „überanstrenge dich nicht und nimm dich um Gottes willen in acht, daß du dich nicht erkältest. Wäre es nach mir gegangen — hier ein leises Aufschluckzen —, so hätten wir dich mitgenommen.“

Hiermit stieg als dritte nun auch Julchen in den Wagen. Selbstverständlich, daß sie, kaum daß der Schlag hinter ihr zugefallen war, sich beeilte, das Fenster zu schließen. Dann aber neigte sie ihr schwarzverhülltes Antlitz an die Scheibe und nickte unermüdlich nach dem jungen Mädchen zurück, bis eine Wegbiegung es ihren Blicken entzog und ihre Schwester Annchen spöttisch äußerte:

„Na, so weit hättest du sie ja glücklich gebracht, daß sie ihre hellen Thränen weint.“

„Traurig genug,“ grüßte Julchen, „daß sie allein daheimbleiben muß.“

„Ach, Unsinn! Eine mußte dableiben, das Haus zu hüten, ganz abgesehen davon, daß wir sie nicht hätten mitnehmen können, ohne unser Budget zu überschreiten.“

Julchen öffnete die Lippen, um etwas zu entgegnen, als durch eine Baumlichtung das Haus noch einmal sichtbar wurde. Nun beugte sie sich hastig vor, um einen allerlehten Blick auf die Verlassene zu gewinnen, fühlte sich aber gewaltsam zurückgerissen.

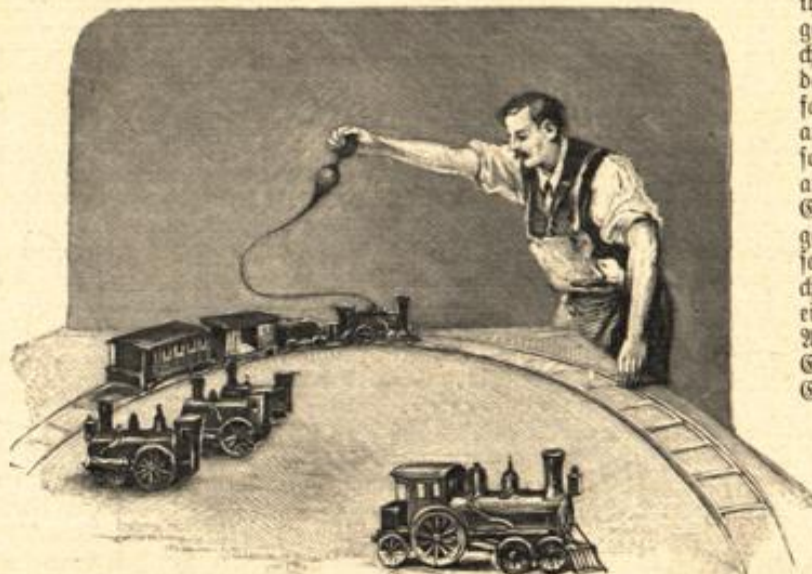
„Um Gotteswillen! Postsekretärs stehen am Fenster — er, sie und Agnes. Wenn sie dich zu sehen kriegten, es gäbe einen Skandal,“ zischte es, wie aus der Todesangst heraus, an ihrem Ohr, und schon lag, über ihren in die Ecke gedrängten Körper hingeworfen, Malchen in ihrer ganzen Stattlichkeit. Sie grüßte, nickte, lächelte und winkte

nach Postsekretärs hin, bis deren dem Einfahrtsthor der Villa gerade gegenüberliegendes Häuschen außer Sicht war, worauf sie in dem Bewußtsein, die Ehre der Familie gerettet zu haben, mit einem erleichterten Aufatmen in ihre Kissen zurückfiel.

Weitere Gefahren dieser Art waren vorderhand nicht zu gewärtigen, denn mit den reichen Kaufherren, deren Besitzungen sich jetzt rechts und links von der Straße aneinanderzureihen anfangen, war man leider nicht bekannt.

Dafür brach nun aber bald bei den Damen Malchen und Annchen mit erneuter Heftigkeit das Eisenbahnfieber wieder aus. Von der Villenkolonie Sonnenau bis zu der großen Handelsstadt ist's eine gute halbe Stunde, aber daß man bei dem Tempo, in dem man dahin zujodelte, die dreifache Zeit unterwegs zubringen würde, davon waren die beiden felsenfest überzeugt. Galt jedoch gar nichts, daß sie sich an den Scheiben hinter dem Kutschbock die Knöchel mürbe schlugen. Jan, der Stoiker, drehte sich zwar auf jedes derartige Zeichen hin in seiner ganzen Klothigkeit um, sah sich das verzweifelte Gebärdenpiel seiner Gebieterinnen auch aufmerksam an, nickte dann aber, als ob er sagen wollte:

„Ja ja, ik verstah dat woll, aver Se brooft kiene Angst nich to heowwen, wi kummt fröh genoeg hen.“



Spielwarenfabrikation in Nürnberg: Probieren der Dampfmaschinen.

Und wenn er dann auch hinterher dem Gehorjam, den der Knecht seiner Herrschaft schuldet, einen kleinen Tribut entrichtete, indem er ein paar mal mit der Peitsche knallte, es blieb doch alles beim alten.

Uebrigens recht behielt er auch und zwar glänzend, denn als man vor dem Bahnhofportal anlangte, wies der Zeiger der großen Uhr erst auf halb zehn. Man konnte also gemächlich noch ein Weilchen im Wartesaal sitzen.

Unglücklich traf sich's dagegen, daß im Moment, als der Wagen hielt, eine Volksschulklasse sich zum Hauptportal hineinzuwinden begann. Malchen und Annchen waren nun freilich blitschnell hintereinander den Tritt hinunter und, ohne rechts und links zu blicken, in das Bahnhofsgelände hinein, allein als hinter ihnen vielstimmiges Gelächter laut wurde, da wußten sie doch Bescheid, und Malchen zuckte qualvoll zusammen. Als jedoch einige Sekunden später ein schauerlich gedehntes „Hu hu!“ die Frau mit dem Totenkopf!“ folgte, da drehte sich Annchen wütend um, und auf ihre verummte Schwester zuschießend, zischte sie:

„Es ist, weiß Gott! schon genug, daß die Leute dich für eine Bäuerin halten mit der verwünschten Nebelkappe! Den Schleier nimmst du jetzt ab, sonst gehe ich nicht mit dir in den Wartesaal! Verstanden?“

Zweites Kapitel.

Die hellen Thränen, von denen ihre Tante Annchen gesprochen, ließen Lisbeth noch über die Wangen, als sie in das Haus zurückkehrte. Eigentlich hätte sie lachen sollen über die großartige Tanteninkonsequenz, welche ihr, die sie, fast so lange sie denken konnte, wie ein Hündchen an der Leine geführt worden war, auf einmal unbeschränkte Freiheit



Spielwarenfabrikation in Nürnberg: Badieraum und Trodenöfen.

gewährte — und obendrein noch gar aus Sparsamkeitsrückfichten! Als ob die Geschwister Valher, die vor zehn Jahren zugleich mit dieser schönen Besingung auch das Gesamtvermögen ererbt hatten, das sich ihr guter Onkel Friedrich als Kleiderfabrikant ein gros in Amerika erworben, noch hätten an das Sparen zu denken brauchen! Freilich hatte, als ihnen damals das Glück so plöblich in den Schoß gefallen war, selbst die jüngste von ihnen, Julchen, bereits vierzig Jahre harten Kampfes um das Dasein hinter sich gehabt, und wer aus Erfahrung weiß, wieviel saurerer Schweiß mitunter an einem Markstück kleben kann, der sieht sich so eine Münze doppelt liebevoll an, bevor er sie ausgiebt. Und ebenso gut wie das nonchalante Geldausgeben will das Leben in luxuriöser Umgebung von dem Einfachgewohnten erst erlernt sein. Die Damen Malchen, Annchen und Julchen hatten bei ihrer Ankunft in der inmitten eines parkartigen Gartens, von einer kleinen Anhöhe aufstrebenden, reizenden Villa nichts Geringeres zu thun gehabt, als die prächtigen Gesellschaftsräume des Erdgeschosses gegen Luft und Licht zu verschließen und den gesamten seidnen Möbelinhalt in graues Sackleinen zu stecken.

In einem Zimmerchen des oberen Stockwerks hatten sie es sich dann auf ihre Weise „wohnlich“ gemacht. Den mit etwas Schönheitsfönn Begabten überlam hier freilich ein Gefühl des Unbehagens. Er wußte

nicht wohin mit seinen Augen, denn wie übersät waren die Wände mit Photographien und Selbstdruckbildern. Wo aber noch ein leeres Fleckchen geblieben, da hing das Unmögliche an wertlosem Trödelkram. Hier am rosa Seidenband ein mit Reiskörnern beklebter, vergoldeter Kochlöffel, daneben eingerahmt und unter Glas ein blumenartiger Kranz aus den Haaren längst verblichener Familienangehöriger und so weiter.

An der Wand, dem Fenster gegenüber, stand ein schwarzes Damastsofa von gewaltigem Umfang, dessen Rücken und Seitenlehnen unter gehäkelten Schöneren fast verschwanden, daneben ein ebenso dekorierter, weitbauchiger Lehnstuhl. In die eine Längswand teilten sich ein halbes Dutzend Rohrstühle und eine gelblackierte Kommode, in die andre ein Spieltisch und eine Etager, beide mit billigen Nippes überladen.

Als Lisbeth vor neun Jahren zum ersten Mal diesen vollgepfropften Raum betreten, da war es auch ihr ein wenig ängstlich um das Kinderherz geworden, aber lange Gewöhnung hilft über alles hinweg. Jetzt schritt sie, ohne rechts noch links zu blicken, auf den großen Mittelstisch zu, zog sich einen Rohrstuhl herbei und ließ sich leise schluchzend darauf nieder. Wenn sie es je gewagt, sich auf einen Polsterstuhl zu setzen, so hätte die Entrüstung ihrer Tante Annchen keine Grenzen gefannt. Steife, harte Stühle waren für junge Mädchen. Junge Mädchen sollten sich auch nicht anlehnen. Wenn junge Mädchen lachten, so war dies albern, wenn sie schwachten, so war dies ungehörig. Junge Mädchen sollten nur dann sprechen, wenn man sie angeredet hatte. Immer still und fleißig dastehen sollten junge Mädchen, die Augen nicht von der Arbeit heben. War aber einmal einer älteren Dame eine Nadel, eine Schere entfallen, dann sollten junge Mädchen dies gleichsam instinktiv merken und sogleich hilfsbereit herbeispringen. Immer freundlich und gefällig sein sollten junge Mädchen, stets eingedenk der Güte ihrer vortrefflichen Tanten, täglich, stündlich bemüht, sich dieser Güte würdig zu erweisen. Unter solchen Lehren war Lisbeth herangewachsen.

Warum man es mit ihrer Erziehung so furchtbar streng nahm? Um etwaige in ihr schlummernde böse Triebe womöglich im Keime zu ersticken. Lisbeths Mutter war nämlich am Vorabend des für ihre Vermählung mit einem reichen, altlichen Wiedermann, den die Familie ihr ausgesucht hatte, festgesetzten Tages geflüchtet, um statt seiner einen jungen Mann zu heiraten, der sie wie alle Welt als Schulreiter im Zirkus Garré entzückt hatte. Natürlich war sie infolgedessen von den Ihren verstoßen worden, und auch sonst hatte ihrem Pfad nicht viel Glück mehr geblüht. Nach kaum einem Jahr war der gefeierte Jock Welten durch einen Sturz vom Pferde verunglückt, seine Witwe aber hatte ihr und ihres Kindes Leben durch Stiden und Nagen mühselig genug gestiftet, bis schließlich die Schwindsucht sie dahingerafft.

Ja, Lisbeth war ein Künstlerkind — Kunstreiterkind sagten voll Bitterkeit Fräulein Malchen und Annchen, wenn sie die dunkle Seite in der Familiengeschichte einmal im Gespräch berührten, und wegen des mutmaßlich ererbten leichten Blutes war das holde kleine Geschöpf von ihnen systematisch um alle Kinderfreude gebracht worden. Es hatte weder singen, tanzen noch frei herumpringen dürfen, ja es war, um nur um Gottes willen von andern Kindern nicht auf „leichtfertige“ Gedanken gebracht zu werden, von solchen immer ängstlich ferngehalten und, statt in der Schule, von ihrer Tante Julchen zu Hause unterrichtet worden. Ein einziger Segen noch, daß wenigstens diese letztere etwas Herz für Lisbeth besaß, und wenn sie auch den Schwestern gegenüber nur selten offen Partei für jene zu nehmen wagte, ihr doch mitunter im stillen etwas zu gute that.

Dem Abschied von ihrer Tante Julchen galten daher die wärmsten der Tränen, die Lisbeth augenblicklich vergoß, zugleich aber beweinte sie bitterlich ihre grenzenlose Verlassenheit. In der peinlichsten Abhängigkeit war sie groß geworden, nie hatte man eine selbständige Handlung von ihr verlangt, nie eine eigene Meinung. Gehorchen hatte sie gelernt, liegen auf jeden Befehl, und nun verlangte man auf einmal von ihr, daß sie selber befehle, oder doch schriftliche Weisungen, die man ihr hinterlassen, zur Ausführung bringen lassen sollte durch die Domestiken, in deren Gegenwart man sie immer nur geringschätzig behandelt hatte und die deshalb keinen Respekt vor ihr haben konnten. Sie kam sich vor wie eine, die man im schwachen Kahn auf offenem Meer ausgesetzt hat und die nun ohne Kompaß sich durch Wogengraus und Sturmeswut den Hafen suchen soll.

Als die große Uhr im Vestibül halb zehn schlug, durchfuhr sie der Schreck, ob sie nicht vielleicht jetzt schon etwas veräumt habe, und hastig in die Tasche greifend, zog sie den Foliobogen heraus, auf dem in Tante Annchens Kradelfäßen ihre Instruktionen standen. Sie las:

„Morgens neunehalb Uhr: Die fünfzig Hennen, zwölf Gänse und dreißig Enten (von deren vollzähligen

Vorhandensein du dich täglich zu überzeugen hast) mit Mais, gekochten Kartoffeln und Mehl versehen. In sämtliche Trinktöpfe Wasser gießen.

„Eier suchen. Notabene: Ich habe in letzter Zeit nie unter vierzig Stück gefunden.“

„Nachsehen ob: Margrete Schweinekartoffeln gekocht, Hinnerk sich endlich an das Umpflügen des Roggenfelds gemacht hat, die Arbeitsfrauen sich beim Kartoffelnausroden nicht ungebührlich mit Schwäzen aufhalten.“

„Dafür sorgen, daß Jan sich gleich nach der Rückkehr mit dem Grasmähen befaßt. Ist die Zeit gekommen, das Heu einzuernten, so tritt für die Leute jede andre Arbeit in den Hintergrund, auch Vina und Sophie sollen sich am Heumachen beteiligen.“

„Bei eintretendem Regenwetter ist Hinnerk zu veranlassen, daß er endlich einmal die Viehdiele säubert und so weiter.“

„Ach, lieber Gott,“ betete Lisbeth, während sie das Papier wieder zusammenfaltete und sich unter bangem Herzklopfen erhob, „laß es nur nicht regnen! Es wird schon schwer genug halten, Vina und Sophie zum Heumachen zu bewegen, aber Hinnerk dazu zu bringen, daß er die Viehdiele reinigt, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Er thut es ja nicht einmal für Tante Annchen.“

Und in der That, Fräulein Annchen, die — während Fräulein Malchen den lieben langen Tag schneiderte und Fräulein Julchen ihren Körper pflegte — im Haus und Hof ihr Zepter schwang, hatte mit Hinnerk Kruse, dem Hofmeier, ihre liebe Not.

Er, seine Frau Margrethe und sein Sohn Jan waren Leute vom alten Bauernschrot und Korn, ehrlich und in ihrer urgemächlichen Weise auch arbeitssam, aber was sie nicht wollten, das wollten sie einmal nicht.

„Ja, dat kann id ja dhon,“ sagte Hinnerk, wenn ihn seine Herrin mit großem Argumentenaufwand zu einer Neuerung zu bewegen versucht hatte, und dann ging er hin und machte es genau so, wie er es von früh auf gewohnt gewesen.

Wenn die kleine verschüchterte Lisbeth einen Menschen noch mehr fürchtete als alle andern, so war dies Hinnerk, der ihr nicht nur durch seine gewaltigen Körperproportionen imponierte, sondern auch durch die fabelhafte Kühnheit, die ihn trieb, hochstehenden Persönlichkeiten seine ungeschminkte Meinung zu sagen, wie zum Beispiel damals, als er den Bürgermeister Poppe auf einer Wiese Champignons suchend angetroffen.

Frage Hinnerks: „Wat söst du dor?“

Antwort des Würdenträgers: „Pilze.“

„Wat is dat?“

„Poggenstöhl!“

„Wat willst dormit?“

„Eten.“

„Farken!“

Zitternd in dem Gedanken, was für sie nicht alles von solch einem Menschen zu gewärtigen sei, begab sich Lisbeth an ihre Pflichten; sie gewährte auch in ihrer Angst vor möglicherweise kommenden Regentagen gar nichts von dem hellen Sonnenschein, der heute den Garten erfüllte, gar nichts von der Astern- und Georginenpracht auf ihrem Wege in den Wirtschaftshof.

Dieser, den nach der Seite der Villa hin eine Schirmwand von hohen Eichen einhegte, war weit und grasüberwachsen, links von den Scheunen, rechts von einem langhinstreckten Bauernhause flankiert, dem das bemoooste Strohdach fast bis in den weit aufgesperrten Thirrachenging. Hier hauste Hinnerk mit den Seinen, und hier, mitten auf der großen Diele, von der er (zu seiner Rechtfertigung) wohl sagte:

„Is ja man good, dat dor'n beten Stroh 'rumliggt, juft breekt Gener noch alle Knoen in't Vieu up de olle slechte Deel,“ stand die Futterkiste, zu der Lisbeth nur auf Zehenspitzen und mit hochgerasteten Kleidern gelangen konnte, denn es lag außer Stroh noch sonst allerlei herum an Souvenirs, welche die ein- und auswandernden Kühe, Hühner und Enten hinterlassen hatten.

Das Füttern des Federviehs war eine ziemlich dankbare Arbeit, allein das Herumstöbern in den Niederlassungen der Hennen lieferte als Resultat nur fünfundsanzig Eier. Niederlage Nr. 1.

Nun trat Lisbeth zaghaft an das offene Fenster des kleinen Küchenraums, in dem Frau Kruse geräuschvoll hantierte.

„Guten Morgen, Margrete,“ sagte sie leise.

„Morg'n, Fräulein,“ klang es brummig zurück.

„Nicht wahr, Margrete, Sie — Sie haben doch die — die Schweinekartoffeln schon gekocht?“

„Ne, so wat awer vol!“ lautete die entrüstete Entgegnung. „Meenen Se denn, dat id tien Hart for ufe Swien hew?“

Niederlage Nr. 2, und nun kam Hinnerk an die Reihe!

„Ach!“ seufzte Lisbeth, während sie das Hofthor

hinter sich schloß und ängstlich vorwärtspähend am Rande des Hafersfeldes entlang dem etwas höher gelegenen Terrain dicht vor dem Walde zuschritt. „Was für ein Himmelsglück es doch sein würde, wenn er gerade fleißig pflügte und ich ihn nur im Vorübergehen zu begrüßen brauchte!“

Doch dieses Glück war ihr nicht beschieden. Schon von weitem sah sie Hinnerk neben den beiden Kartoffeln ausrodenden Tagelöhnerinnen stehen, mit unbeweglicher Miene, deren Geschwätz belauschend. Für den oberflächlichen Beobachter war er allerdings ein Kerl zum Bangemachen, so furchtbar massiv in der hünenhaften Gestalt und mit einem Gesicht wie aus einem groben Eichenloß herausgehauen, aber auf dem Grunde seiner zwischen buschigen Brauen hervorblühenden Augen lag wiederum etwas, das beruhigend wirken konnte. Schade also, daß die mehr tot als lebendig anlangende Lisbeth sich mit ihren Blicken so fest an seinen kolossalen Stiefeln hielt.

„Guten Morgen!“ hauchte sie.

„Morg'n,“ knurrten die Kartoffelweiber mit Mienen, die zu fragen schienen: „Was will die hier?“

Hinnerk, dem seine ewige Tabakspfeife aus dem Mundwinkel hing, gab nur ein Grunzen von sich, aber daß er seine Augen von dem fernen Dorf Kirchthurm, an dem sie seit einer halben Stunde unverwandt gehaftet, ab und Lisbeth zuwandte, war für diese ein sehr schmeichelhaftes Zeichen, wenn sie es nur hätte wahrnehmen und sich deuten können.

Stotternd spendete sie erst dem Fleiß der Frauen ein paar anerkennende Worte, die übrigens auf steinigem Boden fielen. Dann, all ihren Mut zusammennehmend, begann sie: „Hinnerk, ich — nein, ich natürlich nicht — Tante hat mir aufgetragen, das heißt sehen Sie hier —“ sie zog den Foliobogen aus der Tasche und entfaltete ihn mit zitternden Fingerchen — „hier steht's geschrieben, Sie sollten — ich meine, Sie möchten doch so gut sein und das — Roggenfeld umpflügen.“

Sekundenlanges, unheimliches Schweigen, dann nahm Hinnerk die Pfeife aus dem Munde, deutete damit nach einem Felde am Waldrande hin und fragte im echten Menschenfresserton: „Bin id dor denn nich all bi?“

Richtig, Hinnerk war zu sagen dabei, jedenfalls stand dort drüben im Schatten der Hecke ein mit zwei Pferden bespannter Pflug. Niederlage Nr. 3 also. Lisbeth machte sich mit dunkelrotem Köpfschen aus dem Staube.

Aber es war doch im Grunde noch ziemlich gut gegangen, der Oger hatte nicht gleich das Maul aufgesperrt, um sie zu verschlingen. Sie konnte aufatmen, und sie that's auch, besonders da jetzt in nächster Nähe vor ihr der Wald aufragte, der mit seinen alten Eichen der Stolz der Gegend war. Sie hatte ihn lange nicht betreten. Die Tanten Malchen und Annchen fanden, daß die Besingung genügend Raum zum Spazierengehen biete.

Zum erstenmal der neuen Freiheit froh, öffnete sie das Heckenloch und hatte dann die angenehme Ueberraschung, in dem Waldarbeiter, der in einiger Entfernung mit Hacke und Schaufel hantierte, einen guten Bekannten zu entdecken, der mitunter von den Tanten zu kleinen Hilfsleistungen im Garten herangezogen wurde.

„Guten Tag, Hochbaum!“ rief sie hinüber.

Der Angeredete, ein Dreifäsehoch, dem seiner ganzen Leibesbeschaffenheit nach der Name Krummholz viel besser gepaßt hätte, schulterte seine Schaufel und kam daher, mit dem rechten Bein „in die Kuhle tretend“. Sechzig Jahre mochte er zählen, und eines sehr reservierten Ausdrucks war sein kleines, wetterbraunes Gesicht fähig, es konnte aber auch ungemein vergnügt wirken, wenn die Augen wollten. Das war eben jetzt der Fall.

„Tag auch, Fräulein,“ sagte er, denn er redete mit Gebildeten immer sein vorzüglichstes Hochdeutsch, „immer gut bei Wege?“

„Danke, ja,“ nickte Lisbeth, „und wie geht's Ihnen — und Ihrer Frau?“

„O! meine Frau, die kann noch mehr ab, als wie ich, Fräulein Lisbeth. Bloß mit die Schwiegermutter will das nich mehr so recht. Sie hat's am Kopf. Erst hat sie's an die Nase gehabt und nun so 'n biden Klampen an die Wade, und dann spricht sie so weitläufig, und wir haben auch was zu thun, daß wir sie man festhalten, sie will immer weg, und man kann da doch nich 'n ganzen Tag bei 'rumstehen mit die viele Arbeit, die man hat. — Wo wollen Sie denn hin, Fräulein Lisbeth, wenn ich fragen darf?“

„O nirgends, Hochbaum — das heißt ich möchte wohl — aber nach den alten Eichen ist's noch so weit.“

„Ne lütje Viertelstunde, dann sind Sie da. Ne, da gehen Sie man mal hin, Fräulein, da is es fein fühl heute. Hier vorn in die Sonne, da is das ja nich zum Aushalten, und in unsern lütjen Kästen von 'nem Haus — da sollten Sie man mal 'reintuden. Gestern abend, als ich in die Stube komme, da denke ich, ich soll 'nen Schlag kriegen. Tred mi man gliets

de Stewel ut, sage ich zu meine Frau, id' gah wedder na buten. Und dann das Schlafen! Keulich, da hatten wir schon die Steppdecke weggelegt und das Deckbett genommen, aber wie's nu auf einmal wieder so heiß wurde, da sage ich zu meine Frau: Aee, mit dat Deckbett is dat nix, man wedder die Steppdecke her. Ja, ja, das hat sich was mit den Wetter, aber bei den alten Eichen, da is das sein kühl."

Bögernd den Fuß hebend, erkundigte sich Visbeth: „Ist der Wald auch sicher?"

„O!" rief Hochbaum mit einer großartigen Gebärde, sein kurzes Aermchen schwenkend, „ich bin ja hier, Fräulein."

Diese Versicherung schien drolligerweise beruhigend auf sie zu wirken, denn nun ging sie wirklich.

Drittes Kapitel.

Die alten Eichen, die acht-, neunhundertjährigen, standen mehr nach der Mitte des Waldes zu, wo er sich etwas Ursprüngliches bewahrt hatte, oder richtiger, wo man durch Jahre hin bemäht gewesen war, ihm den Schein der Ursprünglichkeit zurückzugeben, indem man die Art nur gebraucht hatte, um allerlei Kleinkram von Busch- und Strauchwerk zu hindern, sich verschleiernd vor die Riesenstämme zu drängen. Sie lockten ihre Bewunderer durchaus nicht nur aus der Stadt und Umgegend, es waren schon Maler aus Berlin und Düsseldorf in ihrer Nähe beobachtet worden, und der eben jetzt seine Staffelei dort aufgestellt hatte, kam gar noch weiter her, das heißt eigentlich war er ein Kind der Stadt, Sohn des verstorbenen Senators Hoffmann.

Sehr gegen den Wunsch seines Vaters und zum gräßlichen Aerger seiner älteren weiblichen Verwandten Künstler geworden, hatte er sich besonders in den letzten zehn Jahren in der Fremde so viele Vorbeeren geküßt, daß er bei seinem gegenwärtigen Hiersein in Gefahr gewesen wäre, stark fettert zu werden, hätte er nicht strengstens sein Inognito gewahrt. Ein längerer Aufenthalt in südlichen Ländern hatte ihn gebräunt, um das einstmals glatte Kinn sproßte ein rotblonder Vollbart, den Familiennamen hatte er mit vielen gemein und den berühmten Eberhard Hoffmann in dem untersten Individuum zu suchen, das seit einiger Zeit die Gegend unsicher machte und sich zum Gaudium der Sachverständigen mit seinen Malutensilien immer gerade da niederließ, wo absolut nichts zu malen war, wäre ja im Traum niemand eingefallen.

So konnte er sich denn von der aufdringlichen Neugierde, von Einladungen und Lobhudeleien ungestört, Futter für seinen Pinsel suchen, wo er nur wollte. Das Herz war ihm freudig aufgegangen bei seiner Rückkehr in die Heimat, die er so lange gemieden, und seither hatte er sich schon oft im stillen einen Karren genannt, daß er geglaubt, sich in der Ferne die Inspiration suchen zu müssen, die er hier auf Schritt und Tritt fand.

„Der Künstler ist Antäus," sagte er sich, „die Kraft, die ihn sein Bestes schaffen macht, kommt ihm von der Heimat Erde. Nicht das Albanergebirge, nicht das Felsenland Capri hat in deine Kindheit geblüht, sondern der deutsche Wald, die blühende Unendlichkeit der deutschen Heide. Wie du als Knabe zum erstenmal über dem weiten Moor in rotgoldener Pracht die Sonne emporsteigen sahst, da wußtest du es, die Welt sei schön und schöner wie dort, und damals hast du sie auch nirgends schöner gefunden. Anmutig sind die Südländer in der Erscheinung, und leicht kommt ihnen das freundliche Wort, leicht ist's aber auch wieder verweht. Der Nordländer gleicht der knorrigen Eiche, rauh die Schale, tüchtig der Kern, den sie birgt. Was das leichtlebige Volk vorübergehend bewegt, lachender Frohsinn, leidenschaftlicher Zorn, das malt sich schon leicht hin, aber so einem deutschen Bauern in das Gesicht zu schreiben, was sich von ernsten, guten — ja, und auch schönen Gedanken in seinem Inneren regt, während er, scheinbar nur der gebeugte Sklave der Arbeit, schwerfällig hinter seinem Pfluge herstampft, dazu braucht's einen Meister."

Eifrig hatte er sich also an die lockende Aufgabe gemacht, eifrig trug er in dem kleinen Atelier, das er sich in einem Bauernhause eingerichtet, Skizzen von nah und fern zusammen, und sein schon von Haus aus guter Humor verließ ihn keinen Moment mehr, die innere Freude aber kam natürlich in seinen Arbeiten zum Ausdruck, selbst das Landschaftsbildchen, das er eben jetzt unter dem Pinsel hatte, spiegelte etwas davon wider. Wie lachte der Himmel in die Richtung hinter dem Baumriesen hinein, wie stand der Altherrwürdige selber noch so kraft- und faststrotzend, so voll und fröhlich im Leben, wie übermütig kam der Bach dahergehüpft, und was für heitere Bichter fehlte die Sonne in das Brombeergerank, das Hagebuttengesträuch, das ihn umsäumte!

Fast war auch Eberhard mit seinem Werk zufrieden, jedenfalls wollte er eben zu dem Schluß gelangen, daß weitere Aenderungen nur Verschlechterungen bedeuten würden, als ein Geräusch ihn veranlaßte, auf-

horchend den Kopf zu wenden. Knackend, raschelnd, in wilder Hast kam es heran durch das dicke Gebüsch, das er im Rücken hatte, und wie er noch bedachte, daß der Wald doch gar kein größeres Wild hege, ward auf einmal das Zweigwerk auseinandergerissen, und ein junges Mädchen erschien mit solch tobbleichem, verstärktem Gesicht, daß er erschrocken von seinem Stuhl aufsprang.

Sie hatte über die Schulter zurückgeblüht, aber bei der Bewegung, die er machte, fuhr sie herum, und einen Angstschrei ausstoßend, schien sie weiter flüchten zu wollen.

„Halt!" rief er aus. „Von mir haben Sie nichts zu fürchten."

Sie stand nun zwar, aber schon genug stahl sich ihr Blick an seiner mittelgroßen Gestalt empor, bis ihr das kluge, scharfe, aber freundliche Auge in dem warmkolorierten Gesicht einige Beruhigung zu gewähren schien.

„Sie sind wohl gar verfolgt worden, mein Fräulein?" erkundigte er sich.

„Ja," stammelte sie, die Hand auf das Herz gepreßt. „Es lief und schrie einer immer hinter mir drein."

„J, da soll denn doch gleich —!" Er wollte zornig auf das Gebüsch zu, als dieses sich zum zweitenmal auseinanderthat, um einen ziemlich sturberhaften Mann in mittleren Jahren hindurchzulassen. Sein breites Gesicht zeigte ein schlaues, merkwürdig rundlich eingesehtes, graues Augenpaar, eine Nase mit stark verdicktem Zipfel über einem schiefen Mund, den ein ihn malerisch umhängender, grau melierter Schnurrbart vergeblich zu Ansehen zu bringen suchte.

Mit einem geräuschvollen „Hahaha!" führte er sich ein, und sich breit vor dem jungen Mädchen aufpflanzend, fragte er mit einem Blick, der schallhaft sein sollte: „Na, Fräulein Visbeth, was sagen Sie nun?"

Die Angeredete, in deren zarte Wangen ein blaßes Rot der Beschämung gestiegen war, senkte die Lider und blieb stumm.

„Hahaha!" lachte er wieder. „Da rufe und schreie ich und suche ihr begreiflich zu machen, daß bloß der harmlose Karl Sievers es ist, der sich lieber die rechte Hand abhackt, als daß er ihr was zu leide thut, aber sie läuft und läuft, was sie nur kann."

Dies gleichsam als Erklärung für den Maler, der mit einem kurzen Kopfnicken an seine Staffelei zurücktrat und sich an das Reinigen seiner Palette machte. Visbeth hatte inzwischen ihre Sprache gefunden. „Nehmen Sie's nicht übel, Herr Sievers," bat sie leise und ohne aufzusehen, „ich wußte nicht, daß Sie es seien, und ich bin ein wenig ängstlich."

„Ach ja," bestätigte er, gefühlvoll werdend, indem er nach ihrer Hand haschte, die, obwohl sie heftig vor der seinen zurückzuckte, sich doch gefangen geben mußte, „das weiß ich ja, ein kleines, furchtjames Mäuschen ist's, das am liebsten immer in seinem Löchchen säße. Aber da hilft nun alles nichts, heraus muß es und morgen bei uns Kaffee trinken."

„Ich — bei Ihnen?" stieß Visbeth außer sich hervor.

„Hahaha! Auf meiner Junggesellenbude? Nein, Fräulein Visbeth, nein, bei meiner Schwester natürlich. Jenny, die rief mich an vorhin, als ich an ihrem Hause vorbeiging. Könntest wohl mal hingehen, Karl," sagte sie, und Fräulein Visbeth auf morgen nachmittag einladen. Das arme reizende kleine Ding kann mir doch gräßlich leid thun — so allein in dem großen Haus!"

Visbeths schwarzbewimperte blaue Augen hatten sich weit und weiter geöffnet in grenzenlosem Erstaunen. Sie — „das reizende kleine Ding" der Frau Konsul Frihe, die in ihrem Leben noch kaum ein Duzend Worte mit ihr gewechselt hatte?

„Na, was sagen Sie dazu, Fräulein Visbeth?" erkundigte er sich.

„Ich — bin der Frau Konsul sehr dankbar," antwortete sie zögernd, „aber ich habe die ganze Wirtshaft zu überwachen und darf vom Hause nicht fort."

Ein paar Stunden würden die Leute schon ohne sie fertig werden, meinte er. Als sie dies bezweifelte, lachte er, nannte sie „eine kleine Märtyrerin der Pflicht", hoffte jedoch, sie auf dem Heimwege noch umzustimmen.

Die Aussicht auf seine Begleitung war ihr offenbar unerwünscht, sie erklärte mit fast erschrockener Miene, ihn nicht bemühen zu wollen.

„O, das ist keine Mühe," versicherte er, „das ist ja das reine Plästier, und wie brächte ich's auch wohl über das Herz, das Mäuschen ganz allein durch den wilden Forst! — hahaha! — zu lassen, könnte ihm ja nun mal wirklich was begegnen."

Da mußte sie sich wohl in ihr Schicksal ergeben, aber im Begriff, sich zum Gehen zu wenden, fiel ihr Blick plötzlich auf die Staffelei und das Bild des Malers. Nun beugte sie den Kopf ein wenig vor, und ihre Lippen trennten sich zu einem frohen Lächeln, während in ihr stilles Auge ein so bewunderndes

Deuchten kam, daß Herr Karl Sievers sich veranlaßt fühlte, gleichfalls heranzutreten.

„Aha!" machte er mit Gönnermiene. „Nett — wirklich recht nett und so 'n vernünftiges Format! Die Herren Künstler, die malen meistens viel zu groß, aber für so was findet einer noch leicht irgendwo ein Eckchen, um's aufzuhängen. Ja, ja, da brauchen Sie nicht bange zu sein, das werden Sie bald verkauft haben. Na, gehorsamer Diener!"

Damit folgte er dem jungen Mädchen, das gleich beim Anfang dieser ermunternden kleinen Rede den Maler mit erschrockenem Blick gestreift und sich dann mit einer schüchternen kleinen Verbeugung in seiner Richtung hastig in Bewegung gesetzt hatte.

Von dem Paar war nichts mehr zu sehen, als einige Minuten später Eberhard Hoffmann denselben Weg nahm, allein stark bepackt mit Malutensilien, wie er war, traf sich's schon gut, daß ihm nach etwa hundert Schritten der kleine Hochbaum mit seinem Schubkarren in die Quere kam.

„Hallo, Hochbaum!" rief er diesen an, „können Sie mir von der Last hier nicht vielleicht etwas abnehmen?"

„Das will ich meinen, Herr Hoffmann," entgegnete der Angeredete, dessen ganzes kleines Gesicht sich beim Anblick des Malers, der ihm höchst angenehme Trinkgelber in die Erinnerung rief, freudig verklärte hatte. „geben Sie man gleich den ganzen Kummel her, ich leg' ihn auf die Karre und schiebe ihn Sie nach Haus."

„Jamos! Also hier die Staffelei, da der Schirm und — halt! nein, das Bild trage ich lieber selber. Sind übrigens ein wahrer Helfer in der Not, Hochbaum."

„O, vor Ihnen thu' ich alles," versicherte der Kleine enthusiastisch, „aber wenn's der olle Sievers wär, der braucht mich nicht zu kommen."

„Sievers?" wiederholte Eberhard, jetzt neben dem rollenden Karren hinschreitend. „Ein Großer, Derbknochiger, Schiefmäuliger — was? — mit Frettschenaugen?"

„Stimmt auffallend," nickte der Kleine, dem diese Personalbeschreibung zu behagen schien.

„Was ist der Mann?"

„Bruder von dem Konsul Frihe seine Frau — wenn Sie die vielleicht kennen?"

„Nein, ich meine auch eigentlich nur: Was stellt er vor in der Welt?"

„Architekt läßt er sich schimpfen, aber von Rechts wegen ist er bloß Maurermeister — spekuliert mit Häusern."

„Vorhin war er hinter einem hübschen Mädchen her."

„Fräulein Visbeth? Jawoll, sind eben an mich vorbeigegangen, die beiden." Er grinste und schwachte in eins fort, und sie machte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte: Ach du liebe Zeit! wäre ich doch man erst wieder zu Haus. Arme lütje Deern — kann mich überhaupt leid thun."

„Wie so?"

„Hat's nich extra gut auf 'r Welt. Lebt mit drei kniderige alte Tantens, das heißt, die eine, das geht noch, die steckt ihr wohl mal 'n paar Groschens zu, aber die hat's immer im Kopf oder in die Weine, und alle Naselang, da liegt sie im Bett, und Fräulein Visbeth, die kann sie dann füttern und pflegen. Ueberhaupt, was die zu thun hat, da is das Ende von weg, und man eben, daß sie ihr das Brot dafür gönnen und sie halbwegs anständig in Zeug halten. Was mein' Brudertochter is, Rene heißt sie — die war mal Köchin bei die Fräuleins, aber bloß 'n Vierteljahr, da hatte sie's all satt — die sagt immer: Aee, so 'n Leben, wie Fräulein Visbeth hat, immer arbeiten und nie nich 'n büschen Plästier, da wollt' ich doch lieber begraben sein."

Viertes Kapitel.

Visbeth atmete erleichtert auf, als sie sich, an der Thür der Villa angelangt, von Herrn Sievers verabschieden durfte. Lante Zulchen hatte ihr ja im Vertrauen mitgeteilt, daß Lante Malchen ihn wohl früher oder später heiraten werde, aber sie konnte sich durchaus nicht auf den zukünftigen Onkel freuen. Weshalb nicht? Das wußte sie selber nicht recht; er war ja immer ausnehmend freundlich gegen sie, aber er hatte so etwas in den Augen, das sie nicht gern mochte, und dann quietste seine rauhe Stimme mitunter so, und — ja, das Schlimmste war noch, daß er sie, die doch wahrhaftig schon siebzehn Jahre zählte, wie ein ganz kleines albernes Kind behandelte, noch dazu in Gegenwart fremder Leute. Was mochte zum Beispiel vorhin der Maler von ihr gedacht haben?

Visbeth fragte sich dies mit einem etwas beunruhigten Gesichtsausdruck, während sie die Treppe zum Wohnzimmer hinaufstieg. Eintretend beeilte sie sich, das Fenster zu öffnen. Es war so dumpf in dem engen, überfüllten Raume. Eng — überfüllt? Ja, das fiel ihr heute wohl deshalb ganz besonders auf, weil sie direkt aus der weiten, freien Natur kam.

Sich an den Tisch setzend, nahm sie dann eine



Winternacht im Walde. Nach dem Gemälde von A. d. Schweizer.

Die Sylvesterbowle.

Originalzeichnungen mit Text von Joh. Fahr.



Gutsherr: „Die Sylvesterbowle muß heute meiner vornehmen Gäste wegen ganz besonders gut angelegt werden.“



Johann, die Bowle wird erst um zwölf Uhr serviert und bleibt so lange hier im kalten Korridor stehen!“



Johann: „Gut, muß doch einmal proben, wer weiß, ob später was für unsereinen übrig bleibt.“



Gutsfran: „Ah, da hat mein Mann schon die Sylvesterbowle gebraut; muß doch einmal probieren, wie sie ausgefallen ist.“



Sohn des Hauses: „Was steht denn da? Eine Bowle! — Ah, schmeckt vorzüglich! Schnell noch ein Glas!“



Tochter des Hauses: „Ah, wie das duftet! Da muß ich doch einmal kosten!“



Handwerksbursche: „Ein armer Reisender wünscht dem gnädigen Herrn Gutsi ein frohes neues Jahr!“



Johann: „Hinaus, unverdämter Bursche!“



Handwerksbursche: „Warte, dir streich' ich's an, du hochnosiger Tropf! Du sollst um deinen Dienst!“



„Ahhh! Ist die gut!“



„Du kommst mir gerade gelegen! — Hinein mit dir!“



Guts Herr (fünf Minuten vor zwölf): „Johann, bringen Sie jetzt die Bowle.“



„Meine hochverehrten Gäste! Der Zeiger der Uhr zeigt fast die letzte Stunde, wieder ist ein Jahr dahin, und schon winkt uns —“



Alle: „Ein Roter!“

Häkelerei zur Hand, aus der ein Schoner genau nach dem Muster desjenigen werden sollte, der die Sofa-lehne bedeckte, ein längliches Viereck heißt das, auf dem in altmodischer Manier aus eng aneinandergefügteten Stäbchenstücken ein riesiger Blumenstrauß dargestellt war. Seit Wochen arbeitete sie bereits an dem Werke, ohne daß ihr jemals kritische Gedanken darüber gekommen wären; heute fühlte sie sich auf einmal veranlaßt, die Gebilde ihrer Nadel darauf anzusehen, was sie denn eigentlich vorstellen sollten.

„Rosen?“ grübelte sie, „Georginen?“ Nein — nein, eigentlich haben sie mit gar keiner Blume Ähnlichkeit, platte, gezackte Tellerchen sind's. Komisch? Nein, häßlich! Sie erschraf ein wenig, als sie zu diesem lächerlichen Schluß gelangte, denn der Mustermacher auf dem Sofa war ihrer Tante Malchen Jugendwerk, allein sie fühlte ein entschiedenes Widerstreben, mit der Häkelerei fortzufahren, ließ sie daher in den Schoß sinken und grübelte, still vor sich hinstarrend, über die Verschiedenheit der menschlichen Begabung nach, daß die einen bloß zu mechanischer Arbeit geschickt seien, während die andern ganz wunderbarlich malen konnten.

Dann waren die zahllosen Photographien und Selbstbildnisse, welche die Wand tapezierten, auf einmal wie fortgeblasen, und an ihrer Stelle hing einsam das Landschaftsbildchen des Malers aus dem Walde. Sie sah die Sonnenstrahlen durch das Gezweig der alten Eiche huschen, sah die Gräser prangen, die Blumen leuchten, sah den Bach dahergeschäftert kommen, die Hagebutten rote Feuerfunken in das Strauchwerk setzen, und es war, als ob das Bild ihr sagte: „Wie wunderschön ist doch die Welt!“

Das war ihr, die sie stets unter einem Druck gelebt hatte und wie mit einer grauen Binde vor den Augen durch den hellen Tag gewandert war, eine ganz neue, befremdliche Botschaft, die sie noch nicht halbwegs begriffen hatte, als plötzlich die Thür aufsprang und Sophie, wie eine Windsbraut hereinziehend, mit vor Lachen halberstickter Stimme verkündete:

„Die ganze Postsekretärsfamilie ist unten, das heißt er nicht, die dicke Madame, der Sohn mit dem Käsegesicht und die lange Bohnenstange von 'ner Tochter!“

„Aber Sophie,“ rief Visbeth, erschrocken von ihrem Stuhl aufspringend, „so sagen Sie doch, die Tanten wären schon abgereist!“

„Hihhi! das ist es ja gerade! Sie fragen nach Fräulein Visbeth.“

„O Sophie,“ stammelte Visbeth, blaß vor Erregung, „da will ich doch schnell nach unten —“

„Ne, bleiben Sie man hier,“ sicherte die andre, „und spielen Sie das gnädige Fräulein. Sie sind ja all auf der Treppe.“

Damit stürzte die Ausgelassene wieder davon, um im nächsten Moment breit grinsend die Thür aufzureißen und die Angemeldeten an sich vorüberdesilieren zu lassen.

Visbeth hätte ihnen natürlich entgegensehen sollen, aber überwältigt von der Ehre dieses Besuchs, brachte sie keinen Fuß vor den andern, und mit der Bewegungsfähigkeit wollte ihr auch noch der Verstand vergehen, als sie sich urplötzlich an den umfangreichen Busen der Frau Postsekretär gepreßt fand, der Frau Postsekretär, die als Tochter eines Oberamtmanns selbst den Tanten eine hohe Respektsperson war und die bei gelegentlichen früheren Visiten, die sie im Hause abgestattet, ihr (Visbeth) kaum mehr Beachtung geschenkt hatte als einem ein- und auslaufenden Hündchen!

„Guten Tag, mein Herzchen, ich mußte doch rasch einmal her und Ihnen ein bißchen Trost bringen in Ihrer Verlassenheit!“ So klang es zärtlich an Visbeths Ohr vorüber, und dann war es nur gut, daß die drei Ankömmlinge auch ohne ihre Vermittelung zu einer Sitzgelegenheit gelangten, denn sie kam erst einigermaßen wieder zu sich, als sie sich neben der Frau Postsekretär auf dem gewaltigen Kanapee thronend entdeckte.

Die stattliche Dame war wie immer sehr elegant gekleidet. Das Spitzencape um ihre Schultern ließ ein ihre üppigen Formen knapp umspannendes Seidenkleid durchschimmern; von der einen Seite des Hutes, der sich auf ihrem natürlich krausen und noch dunklen Haar wiegte, strebte eine Anzahl Federfragezeichen feil und lähn empor. Von dem Kolorit ihrer vollen Wangen hätte sie ihren beiden Kindern etwas abgeben können. Für die überschlankte und offenbar bleichsüchtige Agnes war es schade, daß die Mode, der sie sich stets ängstlich anpaßte, gerade auf Grasgrün bestand. Ihre Wangen schimmerten wächsern, ihre Lippen bläulich in der Umrahmung.

Agnes hatte sich den dickbäuchigen Lehnstuhl zum Sitz erwählt, ihr Bruder Arthur, ebenso blaß und hager wie sie, schwebte mit allen Anzeichen qualvoller Schüchternheit in der Niene auf der äußersten Kante eines Rohrstuhls. Der Ärmste war in der Schule schlecht vorwärts gekommen, hatte nur mit Mühe seinen Freiwilligenschein erlangt und arbeitete nun in einem

Kaufmannscomptoir, freilich mit tiefinnerstem Widerstreben. Er betrachtete sich nämlich, weil ihm das Reimen leicht fiel, als gottbegnadeten Dichter und widmete einen Teil seiner Nächte einem Trauerspiel in sieben Aufzügen, betitelt: „Hannibals Größe und Fall“.

„Arthur, bester Junge, so rücke doch ein bißchen näher heran,“ forderte ihn lächelnd die Mutter auf, „vor Fräulein Visbeth brauchst du doch keine Angst zu haben. Seid ihr nicht gute alte Bekannte?“

Visbeth machte verwunderte Augen. „Gute alte Bekannte“ war ein wenig viel gesagt, fand sie. Sie und Arthur Weber hatten nie ein Wort miteinander gewechselt, sich nur bei gelegentlichen Zusammenkünften ihrer beiderseitigen Familien hin und wieder aus entfernten Zimmerreden mit scheuen Blicken gestreift. Leid hatte ihr der Ärmste, der nach ihrer Tante Zulchen Behauptung so viel in sich hatte und es nicht von sich geben konnte, freilich immer gethan, und auch jetzt, als er mit dunkelrotem Kopf und gepeinigter Miene seinen Stuhl heranschoob, fühlte sie für ihn, und daß er, trotzdem seine Mutter sich alle Mühe gab, ihn zum Reden zu bringen, stumm blieb wie ein Fisch, konnte sie sehr gut verstehen, war doch sie selber auch immer wie auf den Mund geschlagen, wenn es hieß: „Nun sag du auch mal etwas!“

Da Fräulein Agnes, die, den verstohlenen Blicken nach, die sie auf die Möbel warf, eine stille Kritik an der Zimmereinrichtung zu üben schien, sich gleichfalls schweigend verhielt und Visbeth sich darauf beschränkte, an sie gerichtete Fragen mit „Ja“ und „Nein“ zu beantworten, so mußte sich die Frau Postsekretär schon entschließen, die Unterhaltung allein zu führen.

Sie erzählte also, daß sie von den „lieben Tanten“



Mit einer Seifenblase ein Licht auszulöschen.

aus dem Wagen noch einen letzten freundlichen Abschiedsgruß empfangen habe, ließ sich enthusiastisch über die Schönheiten des Harzes aus, hoffte der Reisenden wegen, daß das sonnig-warme Wetter von Dauer sein möge, und schloß mit einer Einladung an Visbeth für den morgigen Nachmittag.

Da mußte letztere erst aus ihrer übergroßen Bewunderung heraus lächeln; dann beeilte sie sich zu erzählen, daß sie durch Herrn Sievers bereits zu der Frau Konsul Frihe gebeten sei.

„O, in der That?“ entgegnete die Frau Postsekretär scheinbar unangenehm berührt. „Zu der Frau Konsul — und durch Herrn Sievers!“ Hier streifte sie ihre Tochter mit einem vielsagenden Blick, um dann hinzuzusetzen: „Und haben Sie angenommen, liebes Kind?“

„J-a,“ antwortete Visbeth zögernd; „ich sagte ihm, ich hätte keine Zeit, und ich müßte die Tanten auch eigentlich erst um Erlaubnis fragen, aber er ließ gar nicht nach mit Bitten, und — meinen Sie, daß ich unrecht gethan habe?“

„Hm! das will ich nicht gerade behaupten,“ entgegnete die dicke Dame nachdenklich, „Frikens sind ja am Ende ganz achtbare Leute. Was freilich Herrn Sievers betrifft — gegen den als Bauunternehmer wird ja so allerlei gemunkelt — aber ich will lieber nichts gesagt haben! Nein, gehen Sie nur ruhig hin und kommen Sie dafür übermorgen zu uns.“

„Sollte ich's wohl dürfen,“ erkundigte sich Visbeth ängstlich, „so zwei Tage hintereinander das Haus verlassen, meine ich?“

„Zu mir dürfen Sie immer kommen, liebste Visbeth, ich bin die älteste und treueste Freundin Ihrer Tanten, und das Haus — bah! wollen schon sehen, daß es uns nicht fortläuft, wir wohnen ja zum Glück dicht vor dem Thor.“

Mit dieser heiteren Erklärung erhob sich die Frau Postsekretär, um sich mit einem zärtlichen Kuß von Visbeth zu verabschieden. Von dieser in die Veranda hinunterbegleitet, wiederholte sie hier ihre Umarmung,

grüßte auch im Gehen noch ein halbes Dutzend Mal über die Schulter zurück und hatte sich in Liebenswürdigkeit erst genug gethan, als allerlei den Weg einflussendes Strauchwerk die Zurückbleibende ihren Blicken entzog. Da schwand das krampfhaft festgehaltene Lächeln von ihrem Antlitz, und ein erleichterter Atemzug hob ihre Brust.

„Ein sauer Stück Arbeit, nicht wahr, Mama?“ meinte Fräulein Agnes, ihre blaffen Lippen spöttisch verziehend.

„Das weiß Gott!“ seufzte die Mutter.

„Wenn's nur lohnt? Wird sie denn auch wirklich was erben?“

„Von Malchen und Annchen wohl kaum, die heiraten erstens noch je eher, desto lieber, und dann können sie die Visbeth auch nicht gut leiden, aber Zulchen hat neulich zu ihren Gunsten ein Testament gemacht.“

„Und meinst du, daß das was Ordentliches bringen wird?“

„Na, 'ne kleine halbe Million doch sicher.“

„Himmel!“ fuhr es der überraschten Agnes heraus.

„Hast du's gehört, Arthur?“

„Gott! meinst du denn, ich hätte ihm das nicht lang und breit auseinandergelegt,“ entgegnete an Arthurs Stelle, der mit gesenkter Stirn und gefalteten Brauen auf einen Reim Jagd machte, die Postsekretärin. „Aber was hat's genützt? Wie ein Stockfisch hat er dagesessen die ganze Zeit über.“

„Eine halbe Million,“ wiederholte Fräulein Agnes noch ganz überwältigt. „Wenn du da nicht zugriffest, Arthur, du wärest ein rechter Esel.“

Auch dieses Kraftwort verhallte ungehört. Der junge Dichter, der sein Poem jetzt fertig hatte, war zu angstvoll darauf bedacht, keinen Vers zu verlieren. Gewaltig zwang er sich, zu Hause angelangt, zu der Höflichkeit, Mutter und Schwester vor sich hineinpasseieren zu lassen, dann mit drei Sähen war er die Treppe hinauf in sein Zimmer, mit einem Sprung an seinem Schreibtisch, und auf das nächstbeste unschuldige Papierblatt ließ er die wunderschönen Worte fließen:

Ach! hättest du nichts als dein Nabenhaar
Und deiner Wangen Fier,
Gar nichts als dein tiefblaues Augenpaar,
Mein Herz gehörte dir, u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Amüsante Wissenschaft.

Mit einer Seifenblase ein Licht auszulöschen. Als Blasinstrumente zur Herstellung von Seifenblasen haben wir außer der Thonpfeife die Metallhülse, wie die verstellbare Vorhangrute sie uns liefert, und die Kindertrompete. Es giebt aber einen Gegenstand, der uns gestattet, noch schönere Blasen herzustellen, wahre Riesenblasen, die 30 bis 40 Centimeter im Durchmesser haben und 12 bis 30 Liter Luft enthalten! Dieser Gegenstand ist ganz einfach der gewöhnliche Blechtrichter, wie er sich in jeder Haushaltung findet. Man gieße das Seifenwasser in eine etwas tiefe Schüssel und tauche die Trichtermündung ordentlich in die Flüssigkeit ein; dann ziehe man den Trichter behutsam heraus, ihn dabei vollkommen lotrecht haltend, damit das Seifenhäutchen, das sich vor seiner Mündung gebildet hat, nicht platzt, und blase mit voller Lungenkraft hinein, nur absehend, soweit es zum Atemholen nötig ist. Um der Blase ihren Umfang zu wahren, muß man das Trichterende mit dem Finger fest zuhalten, weil sonst die Luft entweicht und die Blase dann infolge ihrer Elasticität sich zusammenzieht. Um sich davon zu überzeugen, mit welcher Gewalt die Seifenhaut bei ihrem Zusammenziehen die Luft aus der Blase herausschleibt, braucht man bloß das Trichterende gegen eine Flamme zu richten, den Finger loszulassen und dem Luftstrom freien Lauf zu geben: die Flamme wird sofort ins Schwanken geraten, schwächer werden und dann gleich verlöschen.

Neue Bücher und Schriften.

Heinrich Seidel's erzählende Schriften. Erscheinen vollständig in 33 Lieferungen zu 40 J. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. — Von Heinrich Seidel's „Erzählenden Schriften“ liegen uns die Lieferungen 39 bis 46 vor, enthaltend die vierte Gruppe, die uns, unter dem Titel „Wanderschaft“ zusammengefaßt, eine neue, ganz besonders liebenswürdige Seite des vielseitigen Dichters zeigt. Das Werk, das bei Erscheinen dieses Heftes vollständig sein wird, sei in seinem geschmackvollen Einband auch als Weihnachtsgabe bestens empfohlen.

„Kunstformen der Natur“ (Vollständiges Institut in Leipzig) — abermals ist von diesem lebendigen und technisch geradezu glänzenden Werk, mit dessen Bearbeitung sich der große Naturforscher Ernst Haeckel nicht nur um seine Wissenschaft, sondern fast mehr noch um die moderne bildende Kunst und das Kunstgewerbe außerordentlich verdient gemacht hat, eine Lieferung erschienen, und zwar bereits die fünfte, mit welcher die erste Serie des Werkes schließt. Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß der ästhetisch so hoch begabte Forscher Gelehrte mit seinem Werk für die meisten Kreise der Künstler neue Anregungen zu geben sucht, indem er ihnen einen Einblick eröffnet in die ganzen, vielfachartigen Gebilde der niederen Lebewesen, aus denen sich zahlreiche neue, eigenartige und schöne Motive zu schöpfen vermögen, daß er sich mit den entzückenden großen Tafeln, deren jede Lieferung seines Werkes zehn (mit ebensoviele Textblättern) enthält, aber auch an alle Naturforscher im allgemeinen wendet. Da das Unternehmen in den besten Händen liegt, sich eines außerordentlichen Erfolgs in den Kreisen der Künstler, Kunsthandwerker und Naturforscher zu erfreuen hat, werden den fünf ersten Lieferungen in zwanglosen Zwischenräumen fünf weitere folgen (je 3 Blatt).

Allerlei Kurzwort. Weihnachts-Kryptogramm.



Nacht's selbst-Ausfüllrätsel.

Die Striche sind damit mit Buchstaben auszufüllen, daß aus dem hier abzuführenden Neujahrsgruß vierstellige Wörter entstehen, eignen Fundes.

Worträtsel.

Mit meinem Worte kündest du In feinen Formen an. Daß du des Welttons sicher bist, Sei's Frau du oder Mann.

Doch ändert du ein Zeichen dein, Gleich hat es andern Klang - Ein Schütteln ist es mit dem Haupt Zum Wort, das nichts errang.

Spruchrätsel.

Aus nachfolgenden fünfstelligen Wörtern sind durch Umänderung des Mittelbuchstaben andre Hauptwörter zu bilden, deren Mittelbuchstaben, in gleicher Folge aneinander gereiht, einen Ausspruch von Claudius ergeben:

- Hohl - Seine - Feder - Braß - Bohle - Puhl - Gerte - Nagel - Birne - Kugel - Biola - Bild - Sonne - Bohne - Spul - Wette - Jubel - Stein - Raine - Sagan - Arbon - Leder - Reber - Kogen - Heine - Bogen - Weser - Krone - Anker - Rinne - Roman - Wette - Witte - Organ - Linde - Zelle - Weide - Thier - Marie - Posen - Sturm - Leben - Karte.

Buchstabenrätsel.

Zwei, die sich liebten, gaben sich Und pünktlich hielt 1 bis 4 Wort, Unlängst ein Knechtzoug; Und pünktlich konnt' man sehn Im 1 bis 10e fudest mich, Und 4 bis 7 abends dort Schrieb er, bit', komm auch du! Im 4, 5, 6 bis 10.

Ausfüllrätsel.

Die Striche sind durch Buchstaben so auszufüllen, daß dadurch Wörter entstehen, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, den Anfang eines vielgelungenen Volksliedes ergeben.

Auflösungen der Rätsel Seite 270.

Des Bilderrätsels: Keiner wundert sich über die Schnelligkeit mehr als der Tröge. Des Ergänzungsrätsels: Sage. Des Stadträtsels:

W A R S C H A U
T O U L O U S E
B O L O G N A
S T A V A N G E R
G U A T E M A L A
W I N T E R T H U R
H I L D E S H E I M
R O T T E R D A M
S T O C K H O L M
S U K K E R T O P F E N
S C H W E I N F U R T
J E L I S S A W E T P O L
F R A N K E N H A U S E N

Vom Weihnachtbüchertisch.

Verlag von A. Thieme in Stuttgart. Der altberühmte Jugendbücherverlag befindet den Weihnachtsmarkt wieder mit Neuigkeiten, deren Ursprung sich schon dem ersten Blick verrät. Wir können Eltern und Erziehern diese gediegenen Bücher aus warmem Empfinden und ermahnen obenan: „Deutsches Knabenbuch.“ Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für unsere Knaben. 14. Band. 400 Seiten Text mit zahlreichen Text- und Farbenbildern. Prätig geb. M. 6.50. Der reiche Inhalt dieses Buches vergnügt und beschäftigt unsere Knaben das ganze Jahr hindurch und bringt sie in den Besitz eines Schatzes, zu dem sie immer mit neuem Antriebe, mit neuer Befriedigung zurückkehren. Der vorliegende 14. Band zeichnet sich wie die früheren durch große Mannigfaltigkeit des Gebotenen aus. An 14 schwarz und bunt illustrierte Erzählungen und Märchen schließen sich mit vielen Abbildungen an: Biographien, kulturhistorisches, physikalisches und astronomisches, aus Tierwelt und Pflanzenreich, Gedichte und Sprüche, Spiele und allerlei zum Zeitvertreib. Die zeitgemäßen Artikel: Telegraphieren ohne Draht, Luftschifferei (Zeppelin), Oberammergau und Gutenberg seien besonders hervorgehoben. — „Deutsches Mädchenbuch.“ Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für junge Mädchen. 8. Band. 400 Seiten Text mit zahlreichen Text- und Farbenbildern von Künstlerhand. Prätig geb. M. 6.50. An viele ernste und heitere Erzählungen mit schwarzen und bunten Bildern reiht sich Dramatisches an, Biographien (Schillers Mutter), Kunstgeschichten (Moritz von Schwind), Interessantes aus der Kultur- und Naturgeschichte, Handarbeiten, Kunstfertigkeiten, Gedichte, Sprüche und Rätsel. Dieses alles ist durch Abbildungen veranschaulicht und erläutert, die diesem 8. Bande des Mädchenbuches ein hervorragendes reiches und schönes Ansehen geben, wenn man die Schwind'schen Bilder betrachtet, die wundervollen farbigen Schweizer Trachten, die Oberammergauer Volkstänzer, die Konenlofschen Schattenschilder zum Sommerabend und die Modernen Soubretten von Marie Louise Becker. — „Im verwunschnen Schloß.“ Eine Erzählung für erwachsene junge Mädchen von Emma Biller (E. Wuttke-Biller). Mit 30 Bildern von Adolf Wald. Fein geb. M. 4.—. Wenn Emma Biller der Mädchenwelt eine neue Gabe beibringt, darf man auf annähernd unterhaltende Erzählung, tollkühne Behandlung der Schicksale des Herzens und wohlthuende Lösung der Verwicklungen mit Sicherheit rechnen. Solche an den Werken der Verfasserin gerühmten Vorträge werden die jungen Leserinnen zu ihrer Freude auch

in diesem schönen Buche vereinigt finden. — „Frik Martens erste Seereise.“ Nach eignen Erlebnissen der Jugend erzählt von Kapitän Spring. Mit 20 schwarzen und 4 Farbenbildern nach Originalen von A. Dellgren. Schön geb. M. 3.—. Ein Jugendbuch, wie es unsere Kottenbegeisterte Zeit wünschen und fordern muß! Was der junge Seefahrer als Reuling an Bord erlebt, wie er in den kräftigsten Seemannsberauf allmählich hineinwächst, so daß er ihm für immer treu bleiben will, ist hier mit lebhaften Farben unterhaltend und anschaulich und mit einer Sachkenntnis geschildert, von der auch die dem Buche angehängte Erklärung des Marinewesens bereicheres Zeugnis gibt. — „Brüder Grimm Märchen.“ Für die Jugend sorgfältig ausgewählt von Paul Morik. Mit 36 schwarzen und 4 Farbenbildern nach Originalen von V. Grot Johann und R. Veinmeier. Schön geb. M. 2.—. Was Grimms Märchen für die Jugend bedeuten, welche Fälle von poehte- und humorvoller Unterhaltung sie in erhabender Aurgung für der Kinder Herz und Geist gewöhren, ist in aller Munde. Seht man nun hier 60 der schönsten, sorgsam ausgewählten Märchen mit so vielen trefflichen Bildern von Künstlerhand geschmückt, so wird man einräumen müssen, daß zum Preise von 2 Mark laum ein schöneres Buch unter den Weihnachtsbaum zu legen ist. — „Die letzten Tage von Pompeii“ nach Edward Bulwer-Lytton von Paul Morik. Mit 4 prächtigen Farbbildern. M. 3.—. Eine vortreffliche Bearbeitung des berühmten Werkes, ebenso interessant wie lehrreich. * Verlag von B. Schotts Söhne in Mainz: „Kaiser Liederbuch.“ Die beliebtesten Kinderlieder, ausgewählt von Friederike Merd, mit Bildern von L. v. Zumbusch; für Kinderstimme gesetzt von F. Volbach. M. 5.—. Ein wirklich prächtiges Kinderbuch; eine sinnige, dem Empfindungsvermögen und Gedächtnis der Jugend verständnisvoll angepasste Auswahl. Die Lieder selbst sind in einer für alle Kinderstimmen sowohl nach der Höhe als nach der Tiefe leicht erreichbaren Höhe gesetzt. Ein reiches Farbenbilderbuch umfaßt die lieblichen Melodien in künstlerisch-poetischer Weise, das Buch zu einer Weihnachtsgabe gekostend, wie wir sie unsern musikalischen Kindern nicht erfreuender wünschen könnten. * Verlag von Julius Zwißler in Woffenbüttel. „Konrad“, Epös aus der Reformationszeit von G. Heuburg. 3. Aufl. Geb. M. 5.—. Es ist eine ereignis- und folgenreiche Zeit, die da in feinsten Bildern an uns vorüberzieht, die große Bewegung des 16. Jahrhunderts, die Reformation; rings glühendbrannter Streik der Meinungen, Wortkampf und Schwertgeflirr. Mit plastischer Lebendigkeit sind jene weltgeschichtlichen Vorgänge geschildert, dazwischen hineingeflochten ist liebliches Rinneglied, das jene düsteren Farben wohlthuend mildert. Die Handlung ist kraftig geführt, die Sprache edel, die Ausgestaltung des Geschehendes tadellos. * Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart: „Hoffmanns Haushaltungsbuch für das Jahr 1901.“ (19. Jahrgang.) Gleg. Karton. mit prächtigen Umschlagbild M. 2.—. Es ist eine alte Klage der Ehemänner, daß ihre Frauen nicht mit dem Monats- oder Wochenlohn auskommen können. Wie und wo kann aber gespart werden? Jede tüchtige Hausfrau, die ihren Mann durch Sparsamkeit unterstützen will, findet eine große Erleichterung hierin, wenn sie sich an pünktliche Buchführung gewöhnt. Für diesen Zweck liefert Hoffmanns Haushaltungsbuch die besten Dienste, indem es durch Einteilung der regelmäßig wiederkehrenden Ausgaben in einzelne Gruppen eine übersichtliche Buchführung ermöglicht. Es giebt kaum ein praktischeres Geschenk für Hausfrauen, denen namentlich auch die beigegebenen Waschtabelleu, Rächenkalender, Notizkalender und der Ratgeber für den Haushalt willkommen sein werden. * Verlagsbuchhandlung von Gerhard Stalling, Oldenburg i. Gr.: „Jahrbuch für die Offiziersfrau.“ Hochlich bearbeitet durch Major Schaarfmidt, herausgegeben von Johanna v. Sydow. 1901. Erster Jahrgang. Hodeleg. geb. M. 6.75. Neben den Interessen, die allen gebildeten Frauen gemeinsam sind, legt dies Jahrbuch in erster Linie die Ansprüche klar, die der Offiziersgattin, Offizierwitwe oder Offiziersfamilie überhaupt die besonderen Standesverhältnisse bieten. Von erfahrenen praktischen Offizieren und Offizierdamen für die eignen Kreise entworfen und begründet, ist dies Buch ein zuverlässiger, aus der Gemeintheit gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Lebensinteressen heraus entfallender Ratgeber für alle Offiziersfamilien wie auch ein vornehmes Geschenk ersten Ranges für jede Offiziersfrau. * Verlag von Otto Waier in Ravensburg: „Der Wald.“ Charakterbilder aus der heimischen Tier- und Pflanzenwelt von G. Feldmann. M. 4.50. Ein verständnisvoller Führer, das ganze Wesen und Leben des Waldes geistig zu erfassen, fesselnde, lebenswache Darstellungen in annähernd, halb schilderndem, halb erzählender Form. Dazu enthält das Buch noch in besonderem Kapitel eine „Anleitung zum Beobachten und Sammeln“, die dem Anfänger in trefflicher Weise den Weg zu selbständigem Studium der Natur zeigt. Eltern wie Lehrern bestens empfohlen.

Aus Küche, Haus und Hof.

Polnischer Bosk. Ein derbes, schönes Stück Kalbfleisch aus der Keule wird tüchtig geklopft, mit Sardellstreifen, Speckstreifen, Zitronenschale und Zwiebelstückchen belegt, mit etwas Pfeffer und Salz eingerieben, fest gerollt, mit Bindfaden geschnürt, so daß es die Form einer Wurf erhält. Nun legt man den Braten in eine Pfanne mit heißer Butter, begießt denselben fleißig und schüttet jeweilig etwas Bouillon oder heißes Wasser hinzu. So läßt man ihn langsam schön gelb braten. Beim Anrichten entfernt man den Bindfaden. Kalt schmeckt dieses Fleisch ebenfalls vortrefflich.

Gepökelte Ente. Man schneidet die gut gereinigte Ente in drei bis vier Stücke und reibt dieselben mit Salz und ein wenig Salpeter tüchtig ein. In einen glasierten Topf legt man die Stücke fest aufeinander, beschwert sie mit einem Deckel und läßt den Topf an einem kühlen Ort fünf Tage stehen. Nach dieser Zeit kocht man die Ente mit Wasser und Wurzelwerk weich und serviert sie zu Kohl oder Sauertraut.

Sehr guter Therkaden. 100 Gramm Butter rührt man schaumig und giebt nach und nach drei bis vier Eigelbe hinein. Ist dies gut verrührt, so mengt man 1/2 Pfund fein gesiebtes Mehl, sowie 100 Gramm feinen Zucker und 1/2 Liter Milch hinein. Die fein gewiegte halbe Schale einer Zitrone oder Vanillezucker erhöht den Geschmack. Der Schnee der Eiweiße wird leicht durch die Masse gezogen. Zuletzt mischt man ein Päckchen Backpulver darunter. In eine Gugelhupfform, die gut gebuttert und mit feinem Paniermehl bestreut, wird die Masse gegossen. Bei flotter Hitze gebacken, geht der Kuchen sehr hoch

auf und ist schön braun gebacken, innen sehr fein und luftig.

Punsch, gebrannter, auf englische Art. An einem halben Kilogramm Zucker reibt man leicht die Schale von drei Zitronen ab, legt den Zucker in eine Kasserolle und gießt 1 Liter Rum und 1 Liter Rotwein darüber. Ueber dem Feuer verrührt man alles gut, bis die Flüssigkeit am Kochen und der Zucker zergangen ist, sodann fügt man 1 Liter kochendes Wasser nebst dem Saft der drei Zitronen hinzu. Dieser Punsch kann kalt und warm serviert werden, in ersterem Falle läßt man ihn in der Kasserolle erkalten.

Kaiserpunsch. Auf 750 Gramm Zucker reibt man die Schale einer Apfelsine und einer Zitrone ab, drückt den Saft von vier Zitronen darauf und kocht ihn mit 1 1/2 Liter Wasser klar, gießt hierauf eine halbe Flasche feinen Arrak, eine Flasche Rheinwein und eine Flasche Burgunder zu und läßt den Punsch eine Weile auf einer heißen Stelle ziehen, ohne daß er jedoch kocht, bevor man ihn serviert.

Punsch, brennender. Eine Flasche Rotwein, anderthalb Flaschen Weißwein, 1/2 Kilogramm Zucker und reichlich 1/4 Liter Rum werden zusammen bis fast zum Kochen erhitzt, vom Feuer genommen, mit einem Papierfiskus angezündet und brennend serviert; nachdem die Flamme erloschen ist, kann man nach Belieben etwas heißes Wasser oder heißen Thee zugießen.

Anna Berg.

Das Gelingen des Schmalzgebäcks, das zum Sylvesterpunsch überall im lieben deutschen Lande, wenn auch in verschiedener Gestalt, genossen wird, hängt wesentlich von der

richtigen Fettmischung ab, in welcher man das Schmalzbackwerk bäkt. Ein Ausbacken allein in Butter ist ebenfowenig zu empfehlen wie das Ausbacken nur in Schmalz; als ganz vorzüglich kann dagegen die Mischung von 1 Kilo ausgelassenem Rindertalg, 1 Kilo ausgelassenem Schweinefett und 1/2 Kilo Butter empfohlen werden. Man zerschneidet Rindertalg und Schweinefett und läßt beides behutsam aus, dann thut man es nebst der Butter in Milch und kocht es eine Viertelstunde. Man läßt es erkalten, schneidet es vom Bodensatz ab, kratzt die Unterseite ab, damit keinerlei Feuchtigkeit zurückbleibt, und schmilzt es beim Gebrauch zu richtiger Hitze. Diese Fettmischung ist billig, sie kann in reinem irdenem Topf lange Zeit aufbewahrt werden und immer zum Gebrauch vorrätig sein.

Für eine Sylvesterverfeier im Familien- und Freundeskreise sind besonders hübsche Tischkarten in der glückverheißenden Form eines Hufeisens leicht von geschickter Frauenhand herzustellen. Man formt die Grundform des Hufeisens aus Draht und bewickelt sie recht gleichmäßig mit starker Baumwolle. In zwei Liter kochendem Wasser löst man 250 Gramm Alaun, läßt diese Lösung erkalten und hängt nun die Hufeisen hinein, indem man oben ein Drahthäkchen anbringt, so daß man die Hufeisen wagerecht aufhängen kann und sie in der Flüssigkeit schweben und von ihr ganz umgeben sind, ohne Boden oder Wände zu berühren. Zwei Tage läßt man die Hufeisen in der Lösung und nimmt sie dann heraus. Sie sind darauf überall mit glänzenden Kristallen bedeckt. Aus zwei Centimeter breitem rosa und rotem Seidenband

muß man in dieser Zeit Schleifen aus drei Schlingen und einem Ende bestehend anfertigen, worauf man auf das Ende den Namen des Gastes mit Goldbronze schreibt, mit weißer Lackfarbe malt oder in leichtem Zierlich mit Gold- oder Silberschur stift. Die fertigen Hufeisen werden an der offenen Seite mit dieser Schleife geschmückt, während ihre Rückwand ein Drahtbüchsen als Stab zum Stehen erhält. Diese Hufeisen glänzen und funkeln beim Leuchten der Tischlampen und -kerzen in wirklich überraschender Weise. — Man kann die Hufeisen an den Enden auch noch mit vierblättrigem Alee schmücken oder an ein Ende eine kleine Altrappe in Form eines Glücksschweinchens, welches eine kleine Ueberraschung aufnimmt, befestigen.

Als reizende kleine Neujahrsgabe, die man lieben Freunden mit Gruß und Glückwunsch gern spendet, kann ein Hängetalender gelten, welcher aus Ansichtskunstlerpostarten hergestellt wird. Man braucht zwölf solcher Karten und kauft am hübschesten dazu Karten mit Kinderköpfen, Blumenstücken oder Landschaftsbildern. Aus starker Leinwand schneidet man einen genügend langen und breiten Streifen und beklebt ihn auf beiden Seiten mit sechs Ansichtspostkarten, deren leeren Raum man vorher mit den Blättern eines Taschenskalenders beklebt hat. Der so vorgeordnete Leinentreifen wird rings herum mit farbigem Seidenband eingefast, welches an der oberen schmalen Seite in einer Schnur ausläuft, die mit einer großen Bandschleife zusammengehalten wird. An dieser Schnur wird der Kalender aufgehängt. Er sieht reizend aus. Luise Holle.

Was giebt es Neues?

Militär und Marine.

Für die Landtruppen des Heeres und der Marine in Ostasien sind fortan in Privatangelegenheiten der Empfänger Geldbriefe bis zum Betrage von 1500 M. einschließlich und bis zum Gewichte von 250 Gr. einschließlich zugelassen. Die Geldbriefe bis zum Betrage von 150 M. und bis zum Gewichte von 50 Gr. einschließlich sind portofrei. Für die der Portozahlung unterliegenden Geldbriefe beträgt das Porto

bei einer Wertangabe bis zu 150 M. und einem Gewicht von mehr als 50 Gr.	20 Pfg.
bei höherer Wertangabe ohne Unterschied des Gewichts:	
über 150 bis 300 M.	20 "
300 1500	40 "

Das Porto ist vom Absender zu entrichten. Die Aufschrift muß denselben Anforderungen entsprechen wie bei den gewöhnlichen Feldpostbriefsendungen. Zur Herstellung des Siegelverschlusses ist feiner Lack zu verwenden. Es empfiehlt sich, auf der Siegelseite den Absender namhaft zu machen. Die Beförderung der Geldbriefe erfolgt mit den alle vierzehn Tage abwechselnd von Bremerhaven und Hamburg nach Ostasien abgehenden Reichspostdampfern.

Alpines.

Zu den hervorragenden neuen Erscheinungen der alpinen Litteratur gehört die unlängst in sorgfältiger Bearbeitung erschienene deutsche Ausgabe von Lyndalls „Glaciers of the Alps“, eines der bedeutendsten Werke des berühmten englischen Physikers: „Die Gletscher der Alpen“. Von John Lyndall. Autorisierte deutsche Ausgabe mit einem Vorwort von G. Wiedemann. Braunschweig, Friedrich Vieweg & Sohn. Preis M. 10.—. Es ist eigentlich erstaunlich, daß dieses interessante und anziehend geschriebene Werk erst so spät dem großen Kreis der deutschen Alpenfreunde in einer Uebersetzung zugänglich gemacht worden ist, nachdem bereits vor 40 Jahren die erste Auflage des englischen Originals erschienen ist. Lyndall schildert darin seine in den fünfzig Jahren gemachten Gletscherwanderungen mit dem ihm eignen poetischen Empfinden, und unter seiner Feder entrollen sich die gewaltigen Zauberbilder der ewigen Eisregionen; ebenso aber versteht er es, in leicht faßlichem Aufbau die Entwicklung der verschiedenen Gletschertypen zu geben, zu deren Lösung er durch seine sorgfältigen und geistvollen Arbeiten so viel beigetragen hat. Der Alpenwanderer wird in dem Buch eine Fülle von Anregungen zum Selbstbeobachten gewinnen.

Während Lyndalls Schilderungen sich auf das schweizerische und österreichische Alpengebiet beschränken, führt uns das kürzlich erschienene Prachtwerk „Der Kilimandjaro“, Reisen und Studien von Dr. Hans Meyer (Berlin, Dietrich Reimer; geb. M. 25.—) nach Deutsch-Ostafrika und bringt uns von Deutschlands höchstem Berg eine interessante und wertvolle Monographie. Das geschmackvoll und gediegen ausgestattete Werk wird eine Zierde des diesjährigen Weihnachtstisches bilden. Die Reise, von deren Ergebnissen das Werk berichtet, ist bereits die vierte Expedition, die Dr. Hans Meyer in das äquatoriale Ostafrika gemacht hat, und wurde im Sommer und Herbst 1898 ausgeführt, nachdem der Verfasser in den Jahren 1887, 1888, 1889 das Kilimandjarogebiet durch längeren Aufenthalt in den Hochregionen und durch die erste Erstbesteigung des 6010 Meter hohen Hauptgipfels genauer erkundet hatte. Die Hauptziele der neuen Expedition waren vulkanische Studien, Erforschung des bisher noch unbetretenen Gletschergebietes der West- und Südseite des Gebirges, Gletscheruntersuchungen und kartographische Aufnahmen. Beiträge zur Kenntnis der Fauna und Flora wie der Bewohner sollten nur als Ergänzung zu den bisher erfolgten, ziemlich erschöpfenden Publikationen von Volkens und von Widenmann gegeben werden. Trotzdem enthält das Werk eine Fülle beachtenswerter Mitteilungen über Land und Leute, sowie über die Kolonisations- und wirtschaftlichen Verhältnisse Deutsch-Ostafrikas. Unter den zahlreichen, teils in Lichtdruck, teils in Autotypie ausgeführten Illustrationen ragen einige in Farbendruck wiedergegebene Aquarelle von Ernst Platz, dem bekannten Münchner Kunstmaler und Alpinisten, hervor, der den Verfasser auf seiner Forschungsreise begleitet hat. Eine wertvolle Zugabe bietet schließlich die große Kilimandjarokarte im Maßstabe 1:100 000.

Sport.

Aus den Geheimnissen der Rennställe. Der Wiener Rennkalender publiziert folgende Bekanntmachung: Seitens der Direktoren des Jockeyclub für Oesterreich und des ungarischen Jockeyclub wird hiermit die nachstehende Aenderung des Rennreglements in Vorschlag gebracht: § 223 (neu): Das Direktorium ist befugt, Personen, welche erwiesenermaßen durch Anwendung von Drogen, subcutanen Einspritzungen oder Geheimmitteln irgend welcher Art die Leistungsfähigkeit der Pferde im Rennen zu beeinflussen versuchen, von allen dem Jockeyclub für Oesterreich oder dem ungarischen Jockeyclub unterstehenden Bahnen und Plätzen unnachsichtlich auszuweisen; es steht ihm demnach in allen Fällen, wo ein derartiger Verdacht vorliegt,

das Recht zu, alle jene Maßnahmen zu treffen, welche zur Feststellung des Thatbestandes, sowie auch zur Hintanhaltung der durch Anwendung der verbotenen Mittel beabsichtigten Wirkung dienen können. Die im gewöhnlichen Gebrauch stehenden Getränke, wie Whisky, Sherry, Champagner und so weiter werden nicht als verbotene Mittel betrachtet.

Entscheidungen.

Familiäre Unterschriften, die mittels Stempel oder auf andre Weise hergestellt sind, hat das Reichsgericht in einem Beschluß in allen Fällen, in denen die Zivilprozessordnung eine Unterschrift erfordert, für unzulässig erklärt. Ein Anwalt hatte ein Kostenfestsetzungsgeuch mit familiärer Unterschrift versehen. Ueber die Abweisung dieses Gesuches beschwerte er sich in einer Schrift, die wieder eine familiäre Unterschrift trug. Diese Beschwerde wurde als unzulässig verworfen, und das Reichsgericht hat die dagegen eingelegte weitere Beschwerde als unbegründet zurückgewiesen. In den Gründen wird ausgeführt, daß durch die Unterschrift, wo sie von der Zivilprozessordnung gefordert wird, stets die Willenserklärung des Unterschreibenden festgestellt werden solle. Dann könne aber nur die handschriftliche Unterschrift zulässig sein, da nur diese die Sicherheit dafür biete, daß der Unterschreibende diese Unterschrift abgegeben hat.

Denkmäler.

Kriegerdenkmal in Lemgo. In dem altherwürdigen lippischen Städtchen Lemgo wurde am 28. Oktober dieses Jahres ein Denkmal enthüllt, welches der dortige Kriegerverein den im Feldzuge 1870-71 gefallenen Söhnen der Stadt widmete und der Stadt zum Geschenk darbrachte. — Auf einem vierseitigen schön gegliederten Sockel aus Weiserandstein erhebt sich die überlebensgroße, jugendfräftige, vorwärtsschreitende Gestalt einer geflügelten Walküre, in der vorgestreckten Linken die deutsche Kaiserkrone emporhaltend, um den lebenden und kommenden Geschlechtern die Errungenschaft des heißen Kampfes, die Wiederaufrichtung des einigen Deutschen Reichs, beständig in der Erinnerung wachzurufen. Die Rechte hält als Friedenszeichen die den Gefallenen geweihte Palme. — Die Schwänenjungfrau ist angethan mit Helm und blinkendem Panzer und umgürtet mit germanischem Schwert, auf dessen Griff in nordischen Runen die Worte des alten Varden Moritz Arndt eingegraben stehen: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“ Auf dem Brustschild sind, ebenfalls in Runenschrift, die Worte „Heil Deutschland dir!“ zu lesen. Das ganze Denkmal macht einen ersten und würdigen Eindruck und ist das Werk des in Lemgo geborenen und in Dresden lebenden Bildhauers Rudolph Hölbe. Der Bronzeguß ist in der bekannten Erzgießerei von Pirner & Franz in Dresden hergestellt worden.

Ausstellungen.

Was hat die Pariser Weltausstellung gekostet und was hat sie eingebracht? Es betragen die Kosten 65 Millionen Fr., die Einnahmen 68 Mill. Fr., so daß für die Ausstellungsleitung ein Ueberschuß von 3 Mill. Fr. vorhanden ist. Dieser günstige Erfolg schließt allerdings nicht aus, daß einzelne Unternehmungen große Verluste erlitten haben, wie es auch der Fall gewesen ist. Im Jahre 1889 betrug der Ueberschuß 10 Mill. Fr., die Ausstellung von 1878 brachte einen Verlust von 32 500 000 Fr., 1876 betrug der Ueberschuß 3 Mill. Fr. Die Zahl der Besucher belief sich 1900 auf 53 Mill., 1889 auf 32 Mill., 1878 auf 16 Mill.

Litteratur.

Eine richtige kleine Zeitung für Kinder erscheint vom 1. Oktober ab. Es ist das erste Unternehmen dieser Art und wird von dem bekannten Jugendschriftsteller Felix von Stenglin herausgegeben. Das Blatt, das sich „Kinder-Zeitung“ nennt und für Knaben und Mädchen von etwa acht bis vierzehn Jahren bestimmt ist, kommt alle Sonntage heraus und kostet vierteljährlich M. 1.25. — Es ist gewiß richtig, was der Herausgeber in seinem Prospekt schreibt, daß die Tageszeitungen der Eltern oft nicht die rechte Kost für die Kinder sind, und daß andererseits doch das heranwachsende Geschlecht über das, was es am nächsten umgiebt, wenig unterrichtet ist. Das kleine Blatt wird, ohne daß es die Kinder überlastet, gute Dienste thun können, besonders da es außer dem „Was in der Welt vorgeht“, noch Beiträge „Aus dem Reiche der Natur“ und fortlaufende Erzählungen bringt. Eigene Erlebnisse werden von den Kindern selbst geschildert. Eine „Tauschdecke“, die einer der Lieblingsbeschäftigungen der Kinder, dem Tauschen, dienen will, dürfte von der Jugend gern und viel benutzt werden. Probenummern versendet die Expedition der „Kinder-Zeitung“, Großlichterfelde, Dahlemer Straße 75. Die Weihnachtsnummer wird an alle diejenigen, welche für das erste Quartal 1901 abonnieren wollen, gratis versandt, um auf den Weihnachtstisch gelegt werden zu können.

Preisauschreiben.

Die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder ladet zu einem Wettbewerbeh behufs Erlangung einer für den öffentlichen Vortrag geeigneten Abhandlung über Volksbäder ein. Der erste Preis beträgt 300, der zweite 200 Mark. Programme und nähere Bedingungen sind kostenfrei von der Geschäftsstelle der Gesellschaft, Berlin NW, Karlstraße 19, zu beziehen. Die Einsendung muß bis zum 1. März 1901 erfolgen.

Statistik.

Einem Artikel der „Deutschen Verkehrszeitung“: „Anfichtskarten-Statistik“ von G. A. Schmitt entnehmen wir folgende Daten: Ueber Ansichtskarten haben auf Anordnung des Reichspostamts gelegentlich der jüngsten regelmäßigen Briefzählung statistische Ermittlungen stattgefunden. Das Ergebnis übersteigt alle Erwartungen. Obgleich die Hauptreisezeit damals bereits vorüber war, sind in den sieben Tagen vom 9. August, 12 Uhr mittags, bis 16. August, 12 Uhr mittags, im Reichspostgebiet nicht weniger als 10 128 569 Ansichtskarten aufgegeben worden, mithin im Durchschnitt täglich 1 446 938 Stück. Von insgesamt 20 808 313 aufgegebenen portopflichtigen Postkarten waren 9 569 350 Stück (46 Prozent) mit bildlichen Darstellungen versehen oder mit Sinsprüchen, Gedichten und so weiter bedruckt; unter insgesamt 11 672 367 Drucksachen bis 50 Gr. befanden sich 559 219 Karten solcher Art (4,8 Prozent). Der Portobetrag für die siebentägige Gesamtmenge der Ansichtskarten stellt sich auf 483 075,32 M., für einen Tag auf 69 010,76 M.



Das Kriegerdenkmal in Lemgo. Von Rudolph Hölbe.

Deutschlands Willkommen an Paul Krüger.

Von Graf von Widenbrun.

Willkommen, Ohm Paul, im deutschen Land,
Unser Herzen rufen: Herein!
Unser Blut, Ohm Paul, ist mit deinem verwandt,
Ist stolz drauf, es zu sein.

Und wäre das Blut nicht unser Blut,
Das dir in den Adern fließt,
Ohm Paul, wir zögen dennoch den Hut
Und sagten dir: „Sei gegrüßt!“

Wer so kämpft, wie du kämpfst für das Menschheitsrecht,
Der ist allen Menschen verwandt;
Wer so spricht, wie du sprichst: „Lieber tot als Knecht!“
Den versteht man in jedem Land.

Darum ehren wir dich, im Bürgerkleid,
Wie man mächtige Könige ehrt;
Dein graues Haupt und dein Herz voll Leid
Sind uns heilig, teuer und wert.

Und dein Gott, Ohm Paul, ist auch unser Gott,
Wie du glaubst, so glauben wir auch:
Den Triumph des Menschen zerbricht der Spott,
Sein Leiden zerbläst ein Hauch.

Und wie Deutschland einst um die Freiheit stritt,
Ohm Paul, wir denken daran,
Drum, wenn du betest, wir beten mit:
„Herr Gott, erhöre den Mann!“

„Berliner Volksanzeiger.“